

Archiv

des Vereines

für

Siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Bierzigster Band.

2. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Aussch.ß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis' Nachf. E. Ditt.

1918.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verlag des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

a) in Kommission bei Franz Michaelis' Nachf. E. Dück in Hermannstadt.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. I. Bd. von Franz Zimmermann und Carl Werner. II. und III. Bd. von Franz Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Leg.-Oktav.

I. Bd. 1191—1342. Mit 4 Tafeln Siegelabbildungen. 1892. 620 Seiten. Jezt nur K 5.—

II. Bd. 1342—1390. Mit 7 Tafeln Siegelabbildungen. 1897. 759 Seiten. Jezt nur K 5.—

III. Bd. 1391—1415. Mit 5 Tafeln Siegelabbildungen. 1902. 764 Seiten. Preis K 5.—

Ausnahmspreis: I. bis III. Bd. K 12.—

Quellen zur Geschichte Siebenbürgens (auch unter dem Titel: Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation), 1 Band, Hermannstadt, 1880. Leg.-8°. XX, 679 Seiten. Mit 9 Tafeln, Wasserzeichen und Zahlzeichen. Statt K 6.—, jezt K 2.—

Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Ungarn. Im Auftrage des Vereins für siebenb. Landeskunde herausgegeben von Georg Müller: 1. Georg Müller, Die ursprüngliche Rechtslage der Rumänen im Siebenbürger Sachsenlande. Hermannstadt 1912. Preis geh. K 3.60.

Adolf Reisch, Siebenbürger Münzen und Medaillen von 1538 bis zur Gegenwart. Gr. 8°. VIII, 259 S. mit 86 lithographierten Tafeln. Hermannstadt 1901. Preis geh. K 5.—

Das alte und neue Kronstadt von G. M. G. v. Herrmann. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Oskar v. Melzl. I. Band. Hermannstadt, 1883. 8°. XLVIII, 476 Seiten. Statt K 7.—, jezt K 2.—. II. Band. Hermannstadt, 1887. 8°. 664 Seiten. Statt K 9.—, jezt K 2.—, zusammen K 3.—.

Dr. G. Seiblich, Fauna Transsilvanica. (Die Käfer Siebenbürgens.) Preis K 5.—

Ludwig Reissenberger, Die Serzer Abtei. Gr. 8°. 59 S. mit zahlreichen Abbildungen. Hermannstadt 1894. Preis geh. K 1.—

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Von dem 15. Band angefangen bis einschließlich zum 27. Band, jeder dieser Bände (soweit vorrätig) einzeln, statt K 4.20, jezt K 1.50.

Jedes einzelne Heft aus diesen vorgenannten Bänden des Archivs, soweit der Vorrat reicht, statt K 1.40, jezt K —.60.

b) in Kommission bei W. Krafft in Hermannstadt.

Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen. Im Auftrage des Vereins für siebenb. Landeskunde herausgegeben von A. Schullerus: 1. Dr. G. Reisch, Vergleichendes Wörterbuch der Rösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart. Hermannstadt 1905. Preis geh. K 1.40. 2. Dr. A. Schöner, Die Schenker Herremundart. Hermannstadt 1909. Preis geh. K —.60.

St. Rehrbach, Monumenta Germaniae Paedagogica. Band VI und XIII. Die siebenbürgisch-sächsischen Schul-Ordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register von Dr. Friedrich Teutsch. Berlin, A. Hofmann & Comp. Gr. 8°. I. Band 1543—1778. 1888. CXXXVIII und 416 Seiten. Preis geh. 15 Mark. II. Band 1779—1883. 1892. LXXXVIII und 623 Seiten. Preis geh. 20 Mark.

Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. Herausgegeben auf Kosten der Stadt Kronstadt von dem mit der Herausgabe betrauten Ausschusse. I. Band: Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Kronstadt von 1503—1526. Kronstadt, 1886. 8. Zeitner. Lexikonformat. XI und 770 Seiten. Mit 3 Tafeln, Wasserzeichen und Schriftproben. II. Band: Dasselbe 1526—1540. 1889. VIII und 885 Seiten. III. Band: Dasselbe 1541 bis 1550 IX und 1123 Seiten. IV. Band: Chroniken und Tagebücher I, 1143—1867. 647 Seiten. V. Band. Ebenso II, 1392—1851. 832 Seiten. VI. Band: Ebenso III. 1549—1827. 772 Seiten. Preis geh. à K 6.—

Pränumerations-Einladung

auf das

Horrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Der Jahrgang erscheint in 12 Nummern (monatlich eine Nummer mindestens $\frac{1}{2}$ Druckbogen stark) im Verlag von W. Krafft in Hermannstadt und kostet einschließlich der freien Zustellung 3 Kronen, für Deutschland 3 Mark. Einzelnummern kosten 40 Heller.

Archiv

des Vereines

für

Siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Bierzigster Band.

2. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis, E. Dück.

1918.

u i d r K

1856

Verständliche Anweisung

zum

Verständlichen

Verständlichen

Verständlichen

Bischof Friedrich Müller

1828—1915.

Ein Lebens- und Zeitbild

von

D. Fr. Teutsch.

1.

Friedrich Müller ist in Schäßburg am 15. Mai 1828 geboren,¹ das älteste Kind und der einzige Sohn des Senators Fr. Müller und seiner Gattin Charl. geb. Misselbacher. Es war ein kleines Leben, das unsere damaligen Städte umging, die äußerlich noch ganz im Mittelalter drin standen. Die Stadt war ungepflastert, im Frühjahr und Herbst die Gassen bodenlos, nur in sehr heißen Sommern trocknete die Mühlgasse aus, und aus dem Vaterhaus auf dem Marktplatz, wo von Zeit zu Zeit über den alten, nicht zugefüllten Korngruben Irlichter leuchteten, hörte man im Frühjahr lange das Quaken der Frösche aus den Tümpeln, die der Schaafer Bach zwischen Markt und Baiergasse bildete, und vor dem „Spital“, wo ein solcher Sumpf inmitten der Straße war, daß die Wagen regelmäßig stecken blieben und die Nachbarn mit Hebebäumen ausgerüstet waren, den Fuhrleuten herauszuhelfen. Die ersten Eindrücke des Knaben hingen mit dem Elternhaus und Großvaterhaus zusammen. Bei seinem Vater war bezeichnend der ausgesprochene Rechtsinn, besonders wo es ein geschriebenes Recht gab. Als ein Lederer, den die Kunst zum Bechmeister gewählt hatte, das Amt nicht annehmen wollte, was seine Pflicht war, da wollte er ihn ins Bürgerarrest stecken, was in Schäßburg Aufsehen machte. Ihm war ein Greuel, daß einer von den Senatoren die amtliche Stellung als Inspektor dazu mißbrauchte, in den Dörfern, die er amtlich besuchte, sich von den Bauern ausgiebige Beiträge für die Wirtschaft geben zu lassen, die selten in einem Wagen Platz fanden, und daß ein anderer Beamter, der auch sonst anrücklich war, die Leute erbarmungslos prügeln ließ. Dafür wars ein freundliches

¹ Literatur: Trausch-Schuller Schriftstellerlexikon 4, 301, wo ein fast vollständiges Verzeichnis von Müllers Schriften sich findet. Dann die heimischen Kalender aus den Jahren 1894, 1907 und 1916, darin am wertvollsten von Dr. A. Schullerus im Kalender des Sieb. Volksfreundes 1907 und 1916 und Dr. J. Wolff im Volkskalender 1916.

Bild, wenn der alte Mäg als Stuhlsrichter an bestimmten Tagen vor seinem Hause auf der Burg unter der Linde Gericht hielt. Wenn die Partei die Zungenlösung gezahlt hatte, wurde sofort nach mündlicher Verhandlung Recht gesprochen. Wer sich intabulieren lassen wollte, gab den Schuldschein dem Stuhlsrichter, der schrieb darauf: *Intabulatio rite peracta* und trugs ins Grundbuch ein. Es kostete nichts.

Der Großvater (Georg Müller † 1845) war Stadtpfarrer in Schäßburg, ein tüchtiger, angesehener Mann, getragen von dem damals unerschütterlichen Ansehn des geistlichen Amtes. Er trug noch nach alter Art die Hosen in den hohen Stiefeln; wenn er Krankenbesuche machte, ritt er durch die Stadt und band das Pferd an das Haustor an. Von der Kanzel konnte er „hart“ gegen die Leute reden, die sich etwas zuschulden kommen ließen. Im Kirchengestühl hatte er das spanische Rohr neben sich. Wenn die Jungen, die bei ihm vorbeigehn mußten, im Gottesdienst unruhig gewesen waren, dann brauchte er bei deren Weggang aus der Kirche das Strafmittel sehr energisch. Der alte Herr sah gern die Familie um sich, die sich an hohen Festtagen in dem alten dunkeln Pfarrhof versammelte, wo das „große Zimmer“ in der Mitte durch einen Balken gestützt wurde. Am Namenstag sagten die Enkel dem Großvater lateinische Verse auf und bekamen dafür 1 Dukaten. Von besonderem Reiz war natürlich der Garten am Pfarrhof. Der Stadtpfarrer hielt Seidenraupen und der Enkel holte vom großen Maulbeerbaum, der damals über dem „Schänzchen“ stand, Blätter für sie. Einmal fiel er vom hohen Baum herunter und konnte noch auf der Mauer des Schänzchens sich halten, aber der Kopf blutete arg. Einer von den Dreschern, die auf dem Pfarrhof beschäftigt waren, legte ihm, um das Blut zu stillen, eine Hand voll Mörtel auf den Kopf, der in der Tat das Blut stillte, aber auch die Haare waren weg. Ein andermal fiel er von einem Baum, auf dem er ein Vogelnešt „ausnehmen“ wollte, mitten in den Ägrisch hinein. Er hatte den Großvater noch mit dem Zopf gesehn, den dieser aber eines Tags ablegte. Der Zopf lag dann Jahre lang bei den getrockneten Zwetschen in der Kammer und die Kinder spielten damit. Die Professoren waren an dem Tag, an dem sie predigten, beim Stadtpfarrer zu Tisch geladen. Dabei erschienen sie in der Amtstracht — hohe Stiefel, mit dem Dreimaſter und an der Seite den Spadi (eine Art Degen).

Auch eine andre Erinnerung aus dem „Bormärz“ ist ihm lebendig geblieben. Beim Nachbar, im Gooßischen Haus, lebte ein Graf Remes, ein ungewöhnlich dicker Mann, der im Winter niemals ausging. Ihn besuchte zu Zeiten Graf Haller, der in Weißkirch wohnte. Dieser fuhr,

wenn er in die Stadt kam, stets mit 4 Pferden und vor ihnen der Läufer, der in besonderem Anzug dem Wagen voraus rannte.

Im Jahre 1834 gaben ihn die Eltern in die Schule. Elementarklassen gab es damals in Schäßburg keine.¹ Ältere Seminaristen, die daneben selbst noch Vorlesungen besuchten, vor allem Pädagogik und Homiletik, unterrichteten die „Schüleraner“, die ihnen vom Rektor zugeteilt wurden, in ihrem Wohnzimmer auf der Schule, in dem noch 3—4 Seminaristen wohnten und in der Viertelstunde sich ebenso viele Gymnasiasten aufhielten. Müller, der von seiner Mutter lesen gelernt hatte, wurde Kloos von Großlaffeln zugeteilt. „Vor seinem Pultkasten — so schildert Müller diese erste Schule — dessen untere Schublade das Bett barg, stand eine lehnlose Bank, auf welcher wir drei oder vier ihm zum Elementarunterricht zugewiesenen Schüler saßen, wenn er sich mit uns beschäftigte, was natürlich nur während der Zeit möglich war, wo er selbst keinen Unterricht hatte. Sonst, wenn die „Kammer“ weniger besetzt war, benützten wir den Tisch und die Fensterbretter und die Ecken des Raftens zur „stillen Beschäftigung“ mit Abschreiben, Schönschreiben oder Lösung von Rechenaufgaben auf der Schiefertafel. Das einzige Buch in unsern Händen war die Bibel mit dem Einmaleins am Schluß und dem Hahn auf dem hintern Schmutzblatt. Die tägliche Schulzeit, wenn ich nicht irre, war vormittag 3 und nachmittag 2 Stunden, Sonnabend der Nachmittag frei. Von einer Methode des Lehrers in seinem Unterricht dürfte kaum zu reden sein. Lesen wurde nach der Buchstabiermethode gelehrt. Der Lehrer („Student“) hörte zwar Pädagogik und Homiletik; der eine Zweck, die zwei Hülsen, die drei Tätigkeiten, die vier Stufen, die fünf praktischen Ideen, die sechs Interessen der heutigen wissenschaftlichen Pädagogik waren damals auch den Gelehrten noch unbekannte Dinge. Der Lehrer, dem je nach seinem Rufe mehr oder weniger Schüler vom Rektor zugewiesen wurden, und der auch in dieser Beziehung unter der Aufsicht des Rektors stand, befand sich zu den Eltern seiner Schüler im Verhältnis des Hausfreundes; er wurde nicht selten zu Tische geladen, erhielt zu Neujahr, an seinem Namensfest und an den drei Jahrmärkten ein Honorar von einem Silberzwanziger, und an Hausfesten wie Schweineflachten u. dgl. seinen Anteil.“

Der Lehrer war gut, der Schüler lernte leicht und Müller wurde schon nach einem Jahr in die Quarta versetzt, die erste öffentliche Klasse, die Vorschule für die Tertia, die erste Lateinklasse, beide mit akademischen

¹ Nach mündlichen Mitteilungen Müllers und seiner Skizze in den Kirchlichen Blättern 1899, S. 148 ff.: Erinnerungen eines pädagogischen Ketzers.

Lehrern, in der letzten der frühverstorbenen Joh. Everth, der Müller unvergessen blieb. Wer in die Tertia kam konnte lesen und schreiben, kannte die biblischen Geschichten des A. und N. Testaments, die deutsche Wort- und Formenlehre, die vier Spezies und das kleine Einmaleins sowie die Geographie von Siebenbürgen. Das eigentliche Gymnasium umfaßte vier zweijährige Klassen; wenn man den Anfang nicht zufällig traf, nicht acht sondern neun Jahre. Da Müller den Kurs „nicht traf“, wiederholte er auf den Wunsch seines Vaters die Quarta, wie sein Vater meinte, um in der Synagog ganz fest zu werden. Nun wurde gerade in diesem Jahr in Latein statt des bis dahin gebrauchten Molnar die lateinische Grammatik von Zumpt eingeführt und der erzwungene „Veteraner“, der mit seiner Kenntnis des Molnar auf ein bequemes Leben im zweiten Jahr gerechnet hatte, mußte nun erst recht an der neuen Grammatik sich quälen. Aber es schadete ihm nicht und ohne Mühe gieng dann durch die höheren Klassen. Der Vater ließ dem Jungen auch Privatunterricht geben, nicht zur Nachhilfe, die nicht nötig war, sondern zur Fortführung der Schularbeit, die in lateinischer Sprache und Literatur ausgiebig geschah. Da aber daneben des Vaters Landwirtschaft, die in Schäßburg damals jeder trieb, auch den Knaben beschäftigte — ein Spaziergehn kannte man damals bei uns überhaupt nicht — und der Vater es gern sah, wenn jener mit der Büchse durch die Wälder streifte, die Schäßburg so schön umgeben und diese der Jagd offen standen, so war er weit davon entfernt, ein Stubenhocker zu werden, wenn der Vater auch weitere Reisen und Ausflüge nicht gestattete. Müller hat später es noch gern anerkannt, daß er „das Glück gehabt, eine nicht kleine Anzahl solcher Lehrer gehabt zu haben, in deren Persönlichkeit Wissen und Können und Regierungskunst sich vereinigt fanden, und die auch durch ihr privates und öffentliches Leben die Jugend vorbildlich zu erziehen ganz besonders befähigt waren.“ Der bedeutendste unter ihnen, der den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, ist Carl Goß gewesen. In seinem Ordinationslebenslauf¹ zeichnet er ihn also: „Mit ihm und einigen gleichstrebenden, an Deutschlands Hochschulen herangebildeten Freunden zog der lebendige Hauch der deutschen Wissenschaft dort mächtig wieder ein, nachdem eine Zeit lang die theol. Fakultät in Wien sie nur notdürftig ersetzt hatte. Jede Faser seines Wesens war Geist und Gewissen und seine Rede ein erfrischender lebenserweckender Quell. Er war strenge gegen sich selbst und gegen seine Schüler und durfte mit Cato sagen: »Qui mihi atque animo meo

¹ Archiv des Landeskonfistoriums B. 911/1869.

nullius unquam delicti gratiam fecissem haud facile alterius lubidini male facta condonabam.* Aber seine Schüler hielten an ihm, denn sie hatten das Bewußtsein, daß sie seiner Führung sicher vertrauen könnten. Er ist unvergessen bei den Einzelnen; der ganzen Lehranstalt hat er zumeist den Charakter jenes Ernstes aufgeprägt, der ihr seither bei den Einen zur Empfehlung, bei den Andern zum Tadel gereicht hat.“ Gooß¹ hat Müller für die Geschichte gewonnen, obwohl es gerade in einer solchen Stunde zu einem harten Zusammenstoß kam. Die Oberklassen hatten die Geschichte gemeinsam. Bei der Wiederholung mußte der Aufgerufene auf ein besonderes Bänkchen sich setzen. Müller aber hatte die Aufgabe übernommen, dem Betreffenden das Buch so zu halten, daß er nötigenfalls daraus ablesen konnte, und besorgte dies Vertrauensgeschäft trefflich. Da merkt Gooß einmal den Vorgang, springt vom Katheder auf, ergreift eine Latte, die zufällig auf dem Tisch liegt und schwingt sie über dem Kopf des Schülers, der erschreckt sein Ende nahen sieht; dann legt der Lehrer sie, ohne ein Wort zu reden, wieder nieder. Des Vorgangs wurde weiter nicht gedacht, aber es hielt keiner mehr das Buch.

Neben Gooß war M. Schuller, gestorben als Schäßburger Stadtpfarrer (1882),² sein Lehrer, nach Müllers Worten „geschaffen wie kaum ein Zweiter, wilden Knabensinn durch Liebe zu lenken und ihn unmerklich für ein sittliches Ideal erglühn zu lassen.“ Im letzten Jahr Müllers trat nach dem Abgang von Gooß G. D. Teutsch als Lehrer der Geschichte ein, doch zunächst ohne tiefern Eindruck zu machen. Es ärgerte den Schüler, daß er das Gooßische Hest über die siebenb. Geschichte im voraus ganz abgeschrieben hatte — es wurden nahezu in allen Gegenständen solche Hefte geschrieben — und nun ein neues, das von Teutsch, schreiben mußte.

Am 5. August 1845 bestand Müller die Maturitätsprüfung mit sieben Kameraden,³ fünf wählten das Studium der Theologie, drei die

¹ E. v. Friedenfels: J. Bebeus v. Scharberg. 2. Band (Wien, 1877), S. 447. Fr. Teutsch im Kalender des Sieb. Volksfreundes 1914.

² G. D. Teutsch im Vereins-Archiv 17, 243.

³ Das näher auch über die damalige Schulmethode und Schuleinrichtung eingehend von Müller in den Kirchlichen Blättern 1896, S. 148 und 158, 164 ff. geschildert. Als Mitabsolventen gibt Müller an: Galtrich*, E. Krauß, Fr. v. Sternheim*, M. Salzer*, Th. Fabini*, S. Dörr*, W. Melzer*. Nach der Matrikel die mit einem Stern bezeichneten, dann E. Zimmermann, der nach Schemnitz ging und M. Wenrich (Wien). Der Sänger Emil Krauß, der in Müllers Haus später viel Förderung und Freundschaft erfuhr, ist nicht der obengenannte. Der Sänger (geb. 1837) wurde Hofopernsänger in Wien und starb 1887 in Hamburg als Mitglied des dortigen Stadth.aters. Das Andenken an seinen eindrucksvollen Gesang ist in unseren Kreisen nicht erloschen.

Rechtswissenschaft. Müller nahm von der Schule mit „einen wenn auch nicht starken, so doch ausdauernden Körper, die Lust an wissenschaftlicher Arbeit, die Achtung vor allen Lehrern, die ihn in den obersten Klassen unterrichtet hatten und ein Maß von Wissen und Können, das wenigstens ausreichte, darauf nun die höhern Studien aufzubauen, dazu eine Anzahl von Kollegienheften, meist selbst geschrieben, (unter ihnen umfaßte die vaterländische Geschichte allein 100 Bogen), die nicht viel weniger enthielten, als was man heutzutage auch in solchen Prüfungen verlangt, die höhere Forderungen stellen sollten“.

Er nahm auch etwas anderes mit, lebendigen Anteil an dem öffentlichen politischen Leben, das damals — es war ja die Zeit des „Sprachkampfes“ — hohe Wellen zu schlagen begonnen. Der Vater hielt den Siebenbürger Boten mit der Transsilvania und las, mit dem Lexikon in der Hand, eine magyarische Zeitung, was auf den Knaben einen tiefen Eindruck machte. Die beiden griechischen Kirchen kämpften um ihre Anerkennung und Gleichberechtigung, und die Schwabeneinwanderung bewegte die Gemüter. Es standen neben einander politische, kirchliche und soziale Fragen und der junge Student verfolgte sie mit innigster Teilnahme, „entschlossen, in späteren Jahren, gründlicher vorbereitet, kein bloßer Zuschauer zu bleiben.“

Da die 17 Jahre des Sohnes dem Vater „keine genügende Bürgerschaft für den gewünschten Erfolg der Studien und des Aufenthalts an einer ausländischen Hochschule boten“, führte er ihn nach Klausenburg, wo er selbst einst studiert hatte, in das gleiche Haus, wo er einst gewohnt, zum Sohne seines einstigen „Wirten“, nicht um Kollegien zu besuchen, sondern eigentlich nur, daß er älter werde.

Das damalige Klausenburg hatte schon eine sehr gemischte Bevölkerung. Die Zahlreichsten waren „die Walachen“, die Magyaren bedeutend weniger als heute, die Sachsen schon in starkem Rückgang begriffen. Zu ihnen gehörten angesehenere Gewerbetreibende, dann die hohen Beamten der „Landesstellen“, des Guberniums, Thesaurariats usw. Alle rezipierten Konfessionen waren vertreten, von ihnen die ärmste und weniger angesehen als die übrigen die evangelische, denn zu den drei andern (reformiert, katholisch und unitarisch) gehörte der ungarische Adel, der im Sommer auf seinen Gütern saß, im Winter in die Stadt kam, wo fast Jeder sein eigenes Haus hatte, Theater und Bälle besuchte. Jede Konfession erhielt eigene Schulen, mit Ausnahme der evangelischen auch höhere Schulen, von denen das unitarische „Kollegium“ in besonders hohem Ansehen stand. Nahezu alle aristokratischen Häuser hielten für ihre

Kinder Hauslehrer, häufig sächsische Kandidaten der Theologie, die dort einige Zeit bis zur Anstellung zubrachten. Dem Vater Müllers lag daran, daß der Sohn sich auch im Unterrichten übe und der junge Student erhielt zur Erziehung die beiden Knaben des damaligen Finanzrats Samuel Arz v. Straußenburg, „diese selbst wild wie der Teufel und ihr Unterricht mit vielen Schwierigkeiten verbunden“, wie der junge Lehrer sich anmerkt. Einer dieser Knaben ist Albert Arz v. Straußenburg gewesen, der spätere Landeskirchenkurator und Führer unseres Volks,¹ dem, wie Müller später einmal schreibt, „das Leben ein vollgültiges Reisezeugnis ausgestellt“. Daneben verkehrte Müller in den Familien Salmen, Sonnenstein, Brennerberg, Echotsh, von dem er französisch lernte, vor allem aber im Haus des Gubernialsekr. R. Gebbel, dem die Witwe seines Bruders das Haus führte, die Mutter Franz Gebbels, die auf Müller den tiefsten Eindruck machte, „die angenehmste Frau von der Welt, natürlich, die Kinder gut erziehend“, eine „Frau nach dem Herzen Gottes“.² So hat Müller damals die ersten Beziehungen auch zu Franz Gebbel gefunden, der eben 10 Jahre alt war. Einmal gingen sie zusammen, auch andere Jungen waren dabei, Versteinerungen sammeln. Es war ein ungewöhnlich heißer Tag, sie hätten gern gebadet, aber das Bächlein, das sie trafen, floß kaum drei Finger breit. Da machten sie sich daran, das Wässerlein zu stauen, wobei Franz Gebbel eine ungeheure Energie entwickelte und brachten es doch einen halben Meter hoch, so daß sie sich nach einander hineinlegen und baden konnten.

In Klausenburg trieb Müller das Magyarische weiter, daneben Latein und Geschichte. Besonders anregend war der Kreis, der sich beim Hausherrn Müllers (Gutt) am Sonnabend versammelte, um deutsch und magyarisches nach getaner Arbeit die Ereignisse des Tages zu besprechen. Der Hausherr war Kassier der damals jungen Klausenburger Sparkassa, im Wohnzimmer Müllers, das zugleich auch als besseres Zimmer diente, stand die Kassa, eine hölzerne Truhe neben dem Ofen. Nur am Sonnabend nachmittag konnten Einlagen gemacht und gehoben werden. Dazu kamen auch der Kontrollor, später auch die Revisoren und gute Freunde, die bei einem einfachen Abendessen und einer Kanne Wein gemütlich beisammen saßen, die bedeutendste Persönlichkeit unter ihnen G. Groß. Auch der sächsische Student, der ja das Zimmer be-

¹ Fr. Teutsch: Denkrede auf A. Arz v. Straußenburg. Vereins-Archiv 30, 141.

Derselbe: G. D. Teutsch, Hermannstadt, 1909, S. 344.

² Die Schilderungen dieser Häuser von Müller in den kirchlichen Blättern 1899, S. 186. Marie Klein: Therese Gebbel. Hermannstadt, 1899.

wohnte, wurde in den Kreis gezogen. Da bekam er öfter, bald im Ernst bald im Scherz zu hören, daß die Sachsen als Bettler ins Land hereingekommen, daß sie, wenn es ihnen hier nicht gefalle, nach Flandern zurückkehren sollten, daß sie, wenn sie sich nicht bald magyarisirten, von den Walachen aufgezehrt würden. Auch andere Tagesfragen wurden erörtert, stand doch die Sprachenfrage im Vordergrund des Interesses. Müller fand von Anfang an zu den politischen Fragen sich hingezogen, die er bald leidenschaftlich verfolgte, von glühendem sächsischem Patriotismus erfüllt. Er nahm Stellung von diesem Standpunkt aus zu allem, was er dort hörte und es war nicht immer leicht, er der Einzige und Jüngste gegen all die andern. Er führte seine Klinge so energisch, daß er mehr wie einmal die Bemerkung hörte: „Seht nur, wie der Sachse wieder die Augen wirft“,¹ — das seelenvolle Auge muß damals schon gewirkt haben.

Als bedeutendsten Eindruck des Jahres bezeichnete Müller, schon auf der Höhe des Lebens stehend, die Versammlung des Vereins für siebenb. Landeskunde in Mühlbach, die er zu Pfingsten 1846 besuchte. Die Spitzen auch der magyarisirten Wissenschaft waren dort erschienen und verkehrten freundschaftlich mit den Sachsen, der Trinkspruch St. L. Roth's auf die sächsische Verfassung gab „der herkömmlichen Verdächtigungskunst einer fanatischen Presse“ Anlaß, Roth und die Sachsen des Vaterlandsverrats anzuklagen. Die Bogen der politischen Erregung gingen schon hoch. Es ist auch ein Beitrag zu den „Kulturbildern“ jener Tage, was Müller von dem Ausflug auf ein benachbartes Dorf erzählt, wo auf dem Pfarhof die Ratten so die Herren waren, daß der greise Pfarrer in der Nacht in die entfernteste Ecke der Schlafstube Wasser und Licht aufstellte und, wenn dann die Ratten das Wasser suchten, aus dem Bett auf sie schoß.

Im Herbst 1846 ging Müller auf die Universität Leipzig, wo er J. Haltrich traf,² von wo kurz vorher Fr. W. Schuster und Budaker fortgezogen waren,³ über ein Duzend Landsleute waren anwesend. Müller schloß sich vor allem an Haltrich an, der um sechs Jahre älter als er von ungeheurem Wissensdrang beseelt war, alles was sich bot zur eignen Fortbildung zu verwerten trachtete und Müller vielfach anregte. Am nachhaltigsten auf germanistischem Gebiet, wobei Haltrich

¹ Né, micsoda szemeket ismét vett a szász.

² G. D. Teutsch: Denkrede auf Josef Haltrich. Vereins-Archiv 21, 203.

³ Fr. Teutsch: Fr. W. Schuster. Vereins-Archiv 40, 5 f. Derselbe: Denkrede auf P. Wittstock und Gottlieb Budaker. Vereins-Archiv 32, 205.

Schusters Anregungen weiter gab, der seine „Begeisterung für Erforschung alles dessen, was unser sächsisches Volkswesen und Volksleben betrifft, geweckt durch das Studium der Schriften von Jak. und Wilh. Grimm u. A.“ auf Haltrich übertragen hatte. Auch Müller wurde von ihr ergriffen¹ und richtete seine Studien darnach ein. Vor allem begeisterte ihn Haupt, der über die Nibelungen, deutsche Literaturgeschichte und (lat.) über Persius las. Er hätte mit Haltrich und Mätz keine Stunde versäumt. Müller getraute sich zum Abschied Haupt zu besuchen, sie redeten über unsern Dialekt, wobei Müller ihn als platt bezeichnete. Dem gegenüber Haupt, der die Mundart aus Firmenich kannte, das sei nicht platt, sondern eine Übergangsmundart, fränkisch, überwiegend hochdeutsch. Müller hatte sich Firmenich selbst gekauft. Er trat ihn später an die Schäßburger Gymnasialbibliothek ab, „als ich auch auf solche Weise meine Einnahmen vermehren mußte,“ wie er lächelnd im Alter einmal erzählte. Solcher Bücherkauf war nur möglich, weil er sehr sparsam lebte. Eine Zeit lang frühstückte er überhaupt nicht, dann Äpfel; als Haltrich eine Meierei in einer Vorstadt entdeckt hatte, gingen sie, vier Landsleute, die in einem Haus zusammen wohnten, jeden Morgen dorthin, kauften sich im Bäckerladen einen Wecken und tranken die frische Milch, die sie sich melken ließen. Auch Grimms Grammatik kaufte er, doch ging's dann in der zweiten Hälfte des Monats karg zu. Das Abendessen bestand aus Butter und einer Gurke für 1 Groschen, dazu für 1/2 Groschen Braumbier. Das Brot war umsonst. Als er es später der Mutter erzählte, schüttelte sie sehr den Kopf dazu.

Neben Haupt hörte er Gottfried Hermann, den berühmten Philologen, der zur Universität geritten kam und, wars im Sommer besonders heiß, auf dem Katheder den Rock auszog und die Hörer taten auf seine Aufforderung hin das gleiche.

Von Theologen zogen ihn Harleß an und der junge Fricke, der voll Begeisterung dort seine aufwärtssteigende Bahn begann. Voll Anregung waren die historischen Vorlesungen Wachsmuths, in dessen Seminar er in das Quellenstudium eingeführt wurde und mit dessen Sohn er näher bekannt wurde. Das Elternhaus des jungen nach Schäßburg eingewanderten Buchhändlers Habersang öffnete sich den dorthin empfohlenen Landsleuten und sie (Müller, Haltrich, Mätz) haben dort freundliche Weihnachten gefeiert.

Neben den historischen und germanistischen Studien beschäftigte den

¹ Vgl. dazu die Vorrede zur 1. Auflage von Haltrichs: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenland in Siebenbürgen. Berlin, 1856.

fleißigen Studenten viel eine umfassende Lektüre, er trieb das Französische weiter und las vor allem Fichte, für den er schwärmte und der auf ihn, nächst seinem Lehrer Goos, den tiefsten Eindruck machte. Er behauptete geradezu, durch Fichte so geworden zu sein wie er war. Es gab lange Wochen, wo sie über nichts anderes redeten als über das Ich und Nicht-Ich. Ein Teil der Landsleute hatte einen wissenschaftlichen Klub in Leipzig gebildet, wo sie Vorträge hielten, darunter einmal Müller einen über die Reformation in Siebenbürgen, den er ohne alle Hilfsmittel gemacht hatte und für schwach hielt, aber widersprechen konnte niemand, „denn sie wußten alle noch weniger“. Da ihre Studentenwohnungen nicht meßfrei waren, zogen einmal einige Landsleute mit Müller in das Schillerhaus in Gohlis, wo sie entzückt einige Wochen wohnten und in den Erinnerungen an den Dichter schwelgten.

Der Anfang der Revolution 1848 fand Müller noch in Leipzig. Das Freibier, das der Rat der Stadt Leipzig gab, brachte bei der allgemeinen Begeisterung rasch ein Freikorps zusammen, in das auch Müller eintrat — nicht wegen des Freibieres — wo ihm als Gewehr ein altes Ungetüm mit Feuersteinschloß zugewiesen wurde, mit dem er auch spazieren ging. Er mißtraute ihm sehr, ob überhaupt damit geschossen werden könne und erprobte es einmal im Rosenthal, wobei er einen fürchterlichen Schlag auf die rechte Wacke erhielt. In Leipzig besuchte er fleißig den Redeübungsverein, wo viel Politik getrieben wurde und Robert Blum bald der bewunderte Mann war. Im Kreis der Landsleute hielt Müller einen Vortrag über die Frage: Können wir Sachsen ohne Gefährdung unsres deutschen Wesens uns den freiheitlichen Bewegungen der Magyaren anschließen, oder müssen wir, um unser Deutschtum zu erhalten, die Metternichische Knechtschaft wählen? und entschied sich für das letztere, denn das Volkstum stehe höher als die Freiheit. Als der Sturm in der Heimat auch die Frage nach Trennung von Kirche und Schule in die Öffentlichkeit brachte, machte er eine Eingabe ans Oberkonsistorium, die die sächs. Studenten unterschrieben, in der er energisch für die Trennung eintrat. Das Oberkonsistorium legte sie zu den Akten und Müller billigte es später, denn er sah in jener Eingabe „eine der größten Dummheiten“ seines Lebens.

Das Sommersemester führte ihn nach Berlin, viel gestört durch die öffentlichen Vorgänge, doch von Ritter, Böckh und W. Grimm lebhaft gefesselt. Aus der Heimat kamen Nachrichten, die ihn erregten, sie trugen mit dazu bei, die Teilnahme für die politischen Vorgänge, die er von Natur aus hatte, zu erhöhen. Was er sah und erlebte, theilte er in ausführlichen

Briefen nach Hause mit. Dort und hier gingen die Wogen der Revolution hoch. In den Volksversammlungen „Unter den Zelten“ sah und hörte er vieles, was der Tag brachte, Männer, Gedanken, Stimmungen; zum Studium blieb nicht viel Zeit, mehr noch für das Turnen, das er schon in Leipzig eifrig getrieben hatte, schon mit der Absicht, es in den Gymnasien einzuführen. Den „Turnvater Jahn“ hatte er schon von Leipzig aus besucht, aber nicht viel Leben bei ihm gefunden. Die Anregung zum „Sieb.=deutschen Jugendbund“, der im August 1848 in Mediasch die Besten der damaligen Jugend für die Arbeit im Dienst des Vaterlandes zusammenfaßte und begeisterte,¹ scheint von Müller ausgegangen zu sein. Als Th. Fabini und andere Deputationen der Sachsen nach Deutschland kamen, dort Interesse für uns zu erwecken, hatte Müller mit allen andern Zuschauern seine Freude an den hervorragenden Leistungen Fabinis auf dem Turnplatz in der Hasenheide, aber er sah bald, der andre Zweck war hoffnungslos.

Noch vor Semesterluß kam aus Schäßburg die Nachricht, das Lokalkonsistorium habe ihn als dritten Vektor angestellt und erwarte mit dem neuen Schuljahr seinen Dienstantritt. Mit einer schwarz-rot-goldenen Schleife im Sammetrock machte er sich mit dem Ränzchen auf dem Rücken auf die Heimreise. Wenn früher das Elternhaus Fußreisen und größere Ausflüge nicht zugelassen hatte, in Deutschland holte ers nach. Während der Studienzeit hatte er die Rheinreise gemacht und den Harz uff. besucht, jetzt nahm er zunächst vom geliebten Leipzig Abschied, dann ging er nach Frankfurt a. M., wo er das erste deutsche Parlament in der Paulskirche besuchte, dann über Heidelberg, Heilbronn, Ulm nach München kam, dessen Kunstschätze ihn fesselten. Über Salzburg und Wien führte ihn der Weg nach Pest. Daß er den Sitzungen des ungar. Reichstags beiwohnte, wo er Kossuth reden hörte, war ebenso selbstverständlich, wie daß er seinen Rektor C. Gooß besuchte, der dort mit den sächsischen Abgeordneten, nachdem der siebenb. Landtag die Union Siebenbürgens mit Ungarn beschloß, den Versuch machte, was für die Zukunft des sächsischen Lebens nötig schien, zu retten. Gooß entließ den jungen Freund mit den Worten: „Sagen Sie unsern Leuten, sie sollen sich Büchsen und Pulver kaufen — denn man betrügt uns!“

Als Müller im Oktober 1848 in der Vaterstadt ankam, fand er

¹ Fr. Teutsch Sachsen Geschichte 3, 288. Vereins-Archiv 40, 17 und 72. Bilder aus der vaterl. Geschichte 2, 345. Fr. Müller: Theodor Fabini. Ein Zeitbild von Freundeshand. Sächs. Hausfreund 1864. R. Schuller: Theodor Fabini. Hermannstadt, 1900.

sie verändert; das sächsische Volk rüstete zum Kampf. Die Revolution führte zum Bürgerkrieg und die Sachsen ergriffen die Waffen „für den Kaiser“. Müller trat in die sächsische Bürgerwehr ein und wurde in der 6. Kompagnie, zu der vor allem auch die obersten Klassen des Gymnasiums gehörten, Leutnant; der Konrektor G. D. Teutsch war Hauptmann.

Mit dieser Kompagnie machte Müller die Irrfahrten mit, zu denen Heydtes Kriegskunst sie zwang,¹ der in Almen den Kanonendonner nicht hören wollte, während alle Fenster zitterten und der überall, wo er eine Gefahr sah, die Bürgerwehr voranschickte. Aber diese Märsche brachten eines, die ersten Beziehungen zwischen Müller und Teutsch. Als sie im Fettendorf hinauf marschierten, trafen sie sich und begannen über Hegels Philosophie zu reden, die sie beide abwiesen, weil sie der damaligen Orthodoxie zur Stütze diene. Sie fanden Gefallen aneinander. In den Kämpfen bei Weißkirch war Müllers Kompagnie „vergessen“ worden, bis sie dann endlich heimgeholt wurde. Müller hatte sich aus der im Garten und auf der Straße verstreuten Bibliothek des Grafen Haller zum Andenken einen in Pergament gebundenen Band einer Klassiferausgabe mitgenommen. Am nächsten Tag fühlte er Gewissensbisse darüber und trug ihn wieder zurück an die Stelle, wo er ihn aufgenommen hatte. Als Schäßburg sich übergeben mußte, flüchtete er, um nicht am Ende unter die Honved eingereiht zu werden, nach Kronstadt, wo Maager ihn freundlich aufnahm. Müller beabsichtigte dort in die Bürgerwehr einzutreten. Als auch Kronstadt in Bems Hände fiel, gab dieser Müller einen Paß nach Schäßburg und so fuhr er mit dem Vierergepann des Schäßburger Stadtpfarrers Schuller nach Schäßburg zurück. Er fand das Elternhaus besetzt und vielfach geplündert, die eigne Bibliothek doch ziemlich unberührt. Die ungarischen Offiziere hatten dort ihre „Menage“ eingerichtet und als Müller sich als berechtigter Hausbewohner vorstellte und Platz beanspruchte, wollten sie das nicht recht anerkennen und verlangten überdies von ihm, er solle für die Küche sorgen. Dazu hatte er weder Lust noch Eignung und mietete sich in der Nähe ein Zimmer. Während er am Gymnasium den Unterricht aufgenommen hatte, bereitete er sich im stillen doch für den äußersten Fall mit einem Better, der bei ihm wohnte, dem spätern Arzt in Reps Dr. H. Müller († 1908), zur Flucht in die Walachei vor, indem sie die Karten des Gebirgs studierten und nachts auf dem Fußboden schliefen, den Kopf auf einem umgekehrten Stuhl. Als der Better einmal meuchlings einen Polster sich verschafft

¹ Fr. Teutsch: G. D. Teutsch, S. 53. (Hinfort Teutschbiographie zitiert.)

hatte, rügte Müller es streng. „Wir beschloffen“ — so erzählte er später über diese Tage — „d. h. ich, denn der Wetter mußte folgen.“ Die Schlacht bei Schäßburg (31. Juli 1849) sah er vom Stundturm an, und besuchte am nächsten Tag das Schlachtfeld, das ihn erkennen ließ, Bem habe gut, die Russen schlecht geschossen.

Zwei Ergebnisse hielt er aus diesen Jahren des Sturmes fest; das eine: „daß der Sachse auch in solchen Lagen seinen Mann zu stellen weiß und selbst einen gewissen Humor noch bewahrt“; das andre: daß auch diese Zeit nicht imstande gewesen sei, die Erschlaffung des Volks, „jenes Nichtbekümmertsein um die wichtigsten politischen Veränderungen, die eben jetzt mit ihm vorgehen, zu tilgen. Und diese Gleichgültigkeit, dieses Gewährenlassen rührt nicht etwa davon, daß man zu den Regierungen und ihren Organen, den Beamten, Vertrauen hätte, nein, im Gegenteil wuchert das Mißtrauen überreichlich, es ist eine schwere Krankheit, deren Keime sich im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte entwickelt haben; nur Ereignisse, die das Volk in seinem tiefsten Innern erfassen, können es heilen.“

Als der Friede kam, galt die nächste Arbeit der Schule. Dem Herkommen gemäß erhielt der jüngste Lehrer, der mit 46 fl. CM. auf das Jahr angestellt war, als Unterrichtsgegenstände das, was übrig blieb, doch begann 1850 mit der Einführung des „Organisationsentwurfs“ für unsre Gymnasien, besonders auch für Schäßburg, eine neue Zeit.

An dieser Einführung aber hat Müller hervorragenden Anteil.¹ Er hat als Schriftführer der Konferenz das Gutachten darüber geschrieben, das reich an Gedanken auch heut noch wertvoll ist und seinen Verfasser zeichnet. Darnach ist die Aufgabe des Gymnasiums, eine humane d. i. menschliche Bildung zu schaffen. Die kann nicht eine einseitig geistige sein, sondern muß auch die Heranbildung der leiblichen Kräfte ins Auge fassen (Turnen). Es ist nicht richtig, daß man ohne Kenntnis fremder Sprachen es nicht zur vollen Beherrschung der Muttersprache bringen könne, aber die klassischen Sprachen müssen wegen ihres Bildungswertes gelernt werden. Darum soll die lateinische und griechische Lektüre nicht nur auf Grammatik und formale Schönheit achten, sondern auf den Inhalt, die Poesie, in den Geist einzudringen suchen. In der Muttersprache ist vor allem Nachdruck auf die Lektüre zu legen, es soll nicht über die Dichter allein geredet werden, ihre Werke (Schiller) sind zu

¹ Vgl. die betreffenden Abschnitte in der Geschichte des Schäßburger Gymnasiums von J. Hoch (Gymnasial-Programm von 1871) und R. Schuller, ebenda 1897.

lesen.¹ Neben die deutsche Sprache und Literatur tritt als vorzügliches Bildungsmittel die Geschichte. Die Geschichte des eignen Volks, unsre sächsische Geschichte soll besonders gelehrt werden. „Wir Sachsen müssen es offen gestehen, daß uns um unsre nationale Existenz bange sein würde, wenn wir der Geschichte unsres Volks und der siebenb. Geschichte keinen Platz in den Kreis der Unterrichtsgegenstände an unserm Gymnasium eingeräumt sähen.“ Unsre Geschichte lehre, daß unser Fortbestand mit der Idee des in unserm Deutschtum begründeten Fortschritts liege. „Wir sind ein kleines Häuflein, schreibt er zwei Jahre später, und unser Name ist selten hinübergedrungen über den Gürtel der Karpathen, aber wir haben uns erhalten 700 Jahre lang, eine Zeit, in der mächtige Staaten in großer Anzahl zugrunde gingen.“

Auf das sittliche Betragen soll besondrer Nachdruck gelegt werden. Das Ziel der Gymnasialbildung sei die Erziehung zu einem sittlich-religiösen Charakter, daraus folge die Notwendigkeit, auf das sittliche Betragen besonders zu achten und ihm auf das Gesamturteil Einfluß zu geben. Das Gymnasium soll die Erziehung der Familie ergänzen und das jugendliche Gemüt fähig machen, die Lebenseinflüsse zu verarbeiten. Darum soll schon die Schule die Schüler als ein Ganzes zusammenfassen und die Schüler sich gegenseitig beeinflussen (unsre alte Coetuseinrichtung). Müller tritt für die Location ein. Gewiß spiele dabei der Ehrgeiz mit, aber die Schule habe die Aufgabe, die Leidenschaften zu reinigen und ihnen die Richtung auf das Gute und Edle zu geben, sie zu biegen und nicht zu brechen.

In der That wurden unsre sämtlichen Gymnasien auf Grund des Organisations-Entwurfes neu eingerichtet, mit achtjährigem Kurs (dreijährige Elementarschule), die Klassen aufsteigend gezählt von 1—8, geteilt in Untergymnasium (1—4) und Obergymnasium (5—8) mit den nach dem Organisations-Entwurf eingerichteten Kursen, die in einigen Gegenständen den Stoff des Untergymnasiums im Obergymnasium wiederholten. Für das Schäßburger Gymnasium kam unter G. D. Teutschs Rektorat (1850—63) eine Zeit der Blüte. Sie hatte ihren Grund nicht zuletzt in den tüchtigen Lehrern, die der neue Rektor vorfand und nun vorwärts und aufwärts führte. Müller war zwar der jüngste, aber bald als einer der tüchtigsten erkannt und erprobt, und insbesondere erwuchs zwischen Teutsch und Müller ein Freundschaftsverhältnis und eine Arbeitsgenossenschaft, die erst der Tod gelöst hat. Als dritter im Bund kam Haltrich dazu. Und neben ihnen eine erfreulich große Schar tüchtigster

¹ In einem Gutachten aus dem Jahre 1852.

Lehrer, in dem ganzen Kollegium kaum ein Mietling, unter den älteren Mäh, Fronius, G. Schuller, den jüngern Joh. Teutsch, Gottfr. Drendi, Joh. Ziegler, den jüngsten M. Albert und später C. Gooß — Alle über den Durchschnitt hinausragend.

Müller unterrichtete vor allem Religion, Latein, deutsche Sprache und Geschichte, in allen Gegenständen ein Lehrer von Gottes Gnaden, der den Gegenstand und den Schüler beherrschte. Sicher und klar wie sein Wesen war der Vortrag und die Art des Lehrens. Auch der leichtfertigste Junge hatte bald heraus, der Mann nehme seine Aufgabe ernst. Er erschien als Verkörperung der Pflicht und er weckte und hob das Pflichtbewußtsein beim Schüler und sie lernten arbeiten bei ihm, der keine Nachlässigkeit duldete, am wenigsten bei sich. Das war überhaupt das Kennzeichen der Schäßburger Schule, der strenge Ernst und die Arbeit. Wenn er mit den Schülern in Oktava Tacitus las, den strengen Sittenrichter seiner Zeit, dann griff es ans Herz, wenn er seine Erklärungen dazu gab und durch geschickte Wendung der Übersetzung plötzlich eine neue Wahrheit den Schüler erkennen ließ. In der Geschichte, die er wie auf der Universität vortrug und die Schüler nachschrieben, wußte er in die treibenden Kräfte der Entwicklung einzuführen, einen Maßstab für Menschen und Verhältnisse in den jungen Herzen zu schaffen, der sie das Leben später beurteilen ließ. Mit wunderbarer Sprachbeherrschung zeichnete er die Männer und die Verhältnisse und es war dem Lehrer und den Schülern die gleiche Freude, wenn dann in den Wiederholungsstunden die Schüler in zusammenhängender Rede von ihrem Wissen Rechenschaft gaben. Es ist ihm immer als eine Sünde erschienen, wenn die „moderne Pädagogik“ verlangte, der Lehrer solle alle 10 Minuten den Vortrag unterbrechen und durch Fragen sich überzeugen, was der Schüler behalten habe. Dazu war „die Repetition“ da und der Schüler lernte dabei zugleich reden und formen, was er wußte. Es war selbstverständlich, daß alle Anspielungen auf die Gegenwart und auf politische Fragen unterblieben, vor diesem Mißbrauch hat der Takt der Lehrer unsre Schulen stets bewahrt und doch lernten wir die Gegenwart am Großen der Vergangenheit messen. Unvergeßlich waren seine Religionsstunden, in der Dogmatik das Leben Jesu. Was er in Dogmatik bot, war die Entwicklung des Dogmas, Dogmengeschichte und so ergab sich von selber ein Verständnis für die Dogmatik überhaupt und für die tiefsten Fragen, die damit zusammenhängen. Am Leben Jesu zeichnete er das Bild des Menschen Jesu, der Gotteskind in höherem Sinne wurde und den Menschen den Weg zu Gnade und Frieden führte. Selbst

ein wenig Literatur und Quellenkunde begleitete die Darstellung in Religion und Geschichte. Im deutschen Unterricht wußte er, selbst ein klassischer Stilist, in den Geist des Dichters einzuführen, den er behandelte, und jedes Lesestück wertvoll zu machen.

Es war nicht leicht, an ihn heranzukommen, der äußerlich kalt und teilnahmslos schien, es trat dem Schüler vor allem der Ernst und die Strenge entgegen. Aber dann kamen Augenblicke, wo das Herz zutage trat und die wirkten um so tiefer.

Die Konferenzen jener Jahre waren überreich an Arbeiten. Jetzt erst begannen sie regelmäßig alle Schulfragen zu besprechen, neue Bücher einzuführen, den ganzen Schulbetrieb zu behandeln, und Müller war nicht nur einer der eifrigsten, sondern von Anfang an einer der einflußreichsten Lehrer dabei, in der Debatte klar, geistvoll, tiefgründig, an Dialektik den Meisten überlegen. So stand er bald als Mitstreiter in allen Fragen neben dem Rektor. Das Kollegium wuchs zu einem Ganzen zusammen, das wieder auch den Einzelnen hob und trug. Zwanglos kamen sie regelmäßig auch außerhalb der Schule zusammen, der Rektor war der „Staatswirt“, es waren Nachklänge an die Universität, die in der „Naragonia“, wie sie die statutenlose Vereinigung nannten, der auch einige Männer außerhalb des Kollegiums angehörten, zum Wort kamen, u. a. in der schriftlichen Zeitung, die Jahre hindurch die Gemüter in Ernst und Scherz bewegte. Müller war ein eifriger Mitarbeiter grade auch auf dem Gebiet des Scherzes, er führte den Namen „Staatsdichter“.

Seine Seele war gerade in jenen Jahren voll Glück und Jubel. Er hatte am 24. April 1851 Henriette Melas aus Mühlsbach geheiratet, die schöne Braut, um die er im lebensfrohen Haus des Kaufmanns F. B. Leutsch, wo sie wohnte, eifrig geworben. Im Sommer vorher hatte er eine größere Reise mit Freunden bis ins Selterland gemacht. Dem geliebten Mädchen hatte er versprochen, am bestimmten Tag zur bestimmten Stunde vor ihrem Fenster vorbeizugehn, und um Wort zu halten ging er an einem Vormittag von Seligstadt bis Schäßburg, nachdem er den ganzen Weg von Reiden zu Fuß gemacht. Sie lag im Fenster und grüßte. Die Verse, die er im Keroly geschrieben hatte, galten ihr:

Wie die Lanne, wie die Buche mit den Wurzeln kernig fest
Dort den moosbe-hüllten Felsen an den grünen Busen preßt,
Also möcht ich fest und fester mit des Herzens ganzer Kraft,
Mit der Seele vollem Leben geben mich in deine Haft.

Auf der Universität hatten sich 20 Landsleute in Leipzig das Wort gegeben, wer zuerst heirate, solle sie alle zur Hochzeit rufen. Müller war der erste und sie sind in der Tat fast alle zu dem vom Vater glänzend veranstalteten Fest gekommen. Am Tag der Trauung glaubte der Bräutigam die Zeit nicht besser ausnützen zu können als Studien am Dachstuhl der Bergkirche zu machen. Er stieg hinauf und studierte den Bau, da brach ein morscher Balken, auf dem er stand und er fiel hinunter, und nur seiner Turnerkunst verdankte er, daß er sich noch halten konnte und nichts Schlimmeres geschah. Er verschwieg den Unfall, um nicht zu allerlei bösen Deutungen den Anlaß zu geben.¹ Die geliebte Frau aber wurde ihm die Mutter einer großen Kinderchar und auch ihr galt das später geschriebene Wort, „ohne die Mutter schöpft man die besten Gedanken in ein Sieb“,² und am Hochzeitstag unterließ er nie, ihr Dank und Gruß auch aus weiter Ferne zu senden. Als der erstgeborene Knabe, der des Vaters Namen führte, starb, da haben die jungen Eltern viele Jahre lang schwer daran getragen. Damals klagte er, er habe verloren „was das schwerste zu ertragen ist, das Vertrauen auf den Bestand und die Sicherheit dessen, was uns das teuerste auf Erden ist, was uns aufrecht erhält bei den schweren Kämpfen und gefahrdrohenden Zeichen des äußern Lebens, des freundlichen Zusammenlebens zwischen Eltern und Kindern.“³ Es hat mit dazu beigetragen, die Anlage in ihm noch mehr zu entwickeln, das Leben schwer zu nehmen und nicht leicht mit dem fertig zu werden, was es an Not und Sorgen bringt. „Ich fühle es am besten, was es heißt, im Kampf draußen den Frieden der innern Welt entbehren zu müssen: jeder Streich ermattet im Schwunge, der Wille erlahmt unter der Last der schmerzlichen Erinnerung, man wird empfindlich, beschönigt die Untätigkeit mit der Undankbarkeit der Welt und stirbt zuletzt im Schneckenhause der Selbstsucht ab für die gemeinsame Sache des Rechts und des Geistes. Wehre sich vor solchem Zustand wer kann! Das Bewußtsein, in tätiger Liebe für das Gute, in der Hoffnung auf dessen einstigen Sieg, im Mute dafür zu kämpfen zurückgegangen zu sein — ist eine Zentnerlast kaum zu ertragen und zieht vor der Zeit ins Grab hinunter.“⁴

¹ Nach Müllers Diktaten, die er über sein Leben hinterlassen und mündlichen Mitteilungen. Als Beitrag zur Kostümkunde: Die Bräutigamsweste war gelb. Müller hat einmal eine Weste getragen, in die der Weber sämtliche Wappen der sächsischen Stühle farbig eingewebt hatte.

² Brief an die Schwester 20. Oktober 1911.

³ Müller an Eugen v. Trauschensfels 26. Dezember 1858.

⁴ Ebenso 10. Februar 1860.

Neben der Schularbeit, die ihn vor allem beschäftigte, stand aber auch in den öden Jahren des Absolutismus die Teilnahme an der Politik. Als St. L. Roths Gebeine nach Mediasch überführt wurden, gingen die Schäßburger Lehrer zum Begräbnis hinüber. Müller legte einen Kranz, den seine Braut gebunden hatte, auf das Grab, von dem er schrieb:

Auf dem Grabe liegt ein Kranz, liegt ein Kranz von Immergrün,
Mag das Bild des Toten ewig in des Volkes Herzen blühen;
Auf dem Grabe liegt ein Kranz, seine Farben blau und rot,
Mag des Sachsenvolkes Liebe dauern über Grab und Tod! . . .
Könnten doch mit Taten großen, unsrer deutschen Ahnen wert,
Könnten wir mit Worten, mächtig, glutentströmt wie Siegfrieds Schwert,
Könnten mit Gedanken, die wie Blitze Gottes nützlich glänzen,
Könnten mit der Freiheit Blüten wir dein feuchtes Grab bekränzen!

Da Teutsch durch Verwandtschaftsverhältnisse aus der Kommunität ausgeschlossen war, kam Müller, als nach hartem Kampf erreicht wurde, daß die Lehrer Mitglied der städtischen Vertretung werden konnten, in diese hinein, war eine Zeit lang auch Stellvertreter des Schriftführers und hat als solcher das Majestätsgesuch verfaßt, auf Grund dessen der Staat das Darlehn der Stadt erließ, das sie 1849 hatte aufnehmen müssen, um die geforderte Brandschätzung zu zahlen. Im übrigen hörte in den fünfziger Jahren, als der Absolutismus alle Vertretungen und Rechte beiseite schob, das kommunale Leben ganz auf und unter dem allgemeinen Drucke erlosch das öffentliche Leben.¹ Es ist doch bezeichnend, wie es bei den Sachsen weiter glommt. In solchen gefelligen Kreisen, wie u. a. die Narragonia war, dann in den Zeitungen, die allerdings anfangs auch unter härtester Knebelung seufzten, in Korrespondenzen an auswärtige Blätter wurden die Gedanken, die die Herzen bewegten, erörtert und die Hoffnung auf bessere Zeiten genährt. Die Haltung der Sachsen in dieser Zeit hat Müller selbst später einmal geschildert:² „Der sittlich-ernste Charakter dieses Volkes wird jedem System nur grollend sich fügen, das den Stempel der Rechtsverachtung an der Stirne trägt und seine Diener nicht nach ihrer Fähigkeit und Unbescholtenheit sucht und belohnt, sondern nur nach dem Eifer, womit sie den Absichten der augenblicklichen Gewalt oder gar jeder Laune der regierenden Persönlichkeit sich beugen. Keinem System, auch dem verworfensten, hat es an willigen Werkzeugen aus allen Nationalitäten jemals gefehlt; aber

¹ Müllers Aufsatz im S.-Deutschen Wochenblatt 1870, S. 694: Sächs. Kommunal¹ leben aus der Zeit des Absolutismus.

² Im Sieb. Volkskalender für 1873. Hermannstadt, S. 11.

Schuld und Ehre der Völker mißt der vorurteilslose Beurteiler nicht nach den Taten einzelner Renegaten, sondern nur nach denen ihrer geistigen Führer“. Und diese „haben jenes System ertragen, nicht ihm gedient, an mehr als einem Punkt bekämpft in Wort und Schrift, allerdings ohne an Personen und Sachen, die daraus hervorgingen, das Gute zu übersehen“.

Mehr Befriedigung als die öffentlichen Zustände bot die wissenschaftliche Arbeit, an der Müller in hervorragender Weise sich beteiligte. Noch niemals war unter uns die wissenschaftliche Arbeit so bewußt wie damals als ein Mittel zur Stärkung und Erhaltung des Volkstums aufgenommen worden. Indem die Geschichte die Vergangenheit klar zu legen versuchte, die Arbeiten und Leistungen der vergangenen Geschlechter schilderte, wollte sie den Mut und die Tatkraft für die Gegenwart stärken. Indem die Wissenschaft dem stillen Werden der Volksseele nachging, ihren Äußerungen in Sprache, Brauch und Sitte, Märchen, Lied und Sage, wollte sie den Wert dieses Besitzes tief in jedes einzelne Herz senken und den Entschluß festigen, an diesem teuren Erbe festzuhalten. Das Schäßburger Lehrerkollegium nahm die Arbeiten mit ganz besondrer Begeisterung auf unter der aufmunternden Führung G. D. Teutschs, dessen Sachsendgeschichte 1852—58 erschien. Die Zweigvereinsitzungen des Landeskundevereins, die in Schäßburg die Freunde auch aus der Umgebung in jenen Jahren regelmäßig versammelten, haben zuerst Kenntnis von den Arbeiten auch Müllers und Teutschs bekommen.

Müller griff nach verschiedenen Gebieten und legte auf allen nicht nur den Grund zu neuen Forschungen, sondern förderte auch Ergebnisse zutage, die bis heut maßgebend geblieben sind. Seine Studien und Arbeiten umfaßten archäologische Fragen, die Kirchenbauten und Glockenkunde, die Sagen und Sprachdenkmäler und eine Anzahl besondrer historischer Fragen. Überall ist der historische Gesichtspunkt maßgebend.

Die Untersuchungen über die Kirchenbauten nahmen ihren Anfang auf der Fahrt einiger Schäßburger Lehrer 1851 zum „Verein“ nach Reßs, unter diesen Teutsch und Müller.¹ Der Verein tagte zum ersten Male nach der Revolution, die Versammlung war „gehoben von frischer mutiger Stimmung; hatte doch die jüngste Vergangenheit eindringlich genug gezeigt, wo die unzerstörbaren Güter und zugleich die segensreichsten eines Volkslebens liegen, und die wollte man sich erhalten und fühlte die Kraft dazu in sich, ohne große Worte darüber zu machen.“

¹ Reiseblätter von der Fahrt zur Versammlung des Vereins für siebenb. Landeskunde in Reßs. Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde 1851, S. 1 ff.

Die Stimmung klang auch aus dem Bericht wieder, den Müller über die Fahrt gab, „die die ersten praktischen Studien auf dem Gebiet unsrer Kunstarchäologie sah; von da datiert unter uns die herrliche Wissenschaft, der die Steine reden und die seither so Großes für die Kenntniß der Vergangenheit geleistet hat“.¹ Die anspruchslosen Reiseblätter geben einen Bericht über die Kaisder Burg, die Kirchen von Bodendorf, Galt und Schweiszer, und das schöne Altarbild in der letztern von 1520, das Ganze knapp g halten, scharf umrissen, aber die „Steine redeten“. An diese Studien reiheten sich eingehendere Untersuchungen über die Schäßburger Bergkirche, die Kirche in Birthälml, die die erstere zum Vorbild hat, die Kirchen in Mühlbach, Seiburg und den Karlsburger Dom, dann zusammenfassend die Kirchen des romanischen Baustils in Siebenbürgen und die Verteidigungskirchen. Im Zusammenhang damit stand die Untersuchung: „König Stephan I. in Ungarn und das siebenb. Bistum. Eine Revision der Quellen.“² Das Ergebnis war, daß das Karlsburger Bistum nicht unter König Stephan, sondern erst unter Ladislaus gegründet worden sei und der Dom erst im 12. Jahrhundert erbaut wurde, u. zw. unter dem Einfluß französischer, besonders in der Normandie blühenden Baukunst. Die Rekonstruktion der ältesten Domanlage nach den Urkunden von 1287 und 1291 ist geradezu ein Meisterstück der Ausnützung historischer Quellen. Diese Ergebnisse und die Anschauung, daß in Siebenbürgen der romanische Stil bis 1300 dauert, an den sich der Übergangsstil anschließt, der erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Gotik weicht, sind allgemein anerkannt worden. Dazu die Würdigung, die Müller den sogenannten „Verteidigungskirchen“ zuteil werden ließ, die in großer Anzahl durch das ganze Sachsenland sich finden und ein Zeichen der schweren und kampfreichen Zeit den Beweis liefern, wie ein eigener Verteidigungsstil sich hier entwickelte. Er verhalf der richtigen Anschauung zum Durchbruch, daß bei der Mühl-

¹ G. D. Deutsch, Vereins-Archiv 12, 385.

² Die einschlägigen Werke sind: Die Schäßburger Bergkirche, ein kunstgeschichtlicher Versuch. Vereins-Archiv 1, 305. (1853). Auch Mitteilungen der I. I. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale I. (1856). Über den älteren sächs. Kirchenbau und insbesondere die ev. Pfarrkirche in Mühlbach. Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde 1852, 263 f. (Mitteilungen usw. von 1856.) Die ev. Kirche in Birthälml. Vereins-Archiv 2, 199. König Stephan I. von Ungarn und das siebenb. Bistum. Eine Revision der Quellen, ebenda 2, 293. Die Verteidigungskirchen in Siebenbürgen. Mitteilungen usw. 2. (1857). Auch Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde 1857. Zur älteren siebenbürgischen Glockenkunde. Vereins-Archiv 4, 200. Die ev. Kirche in Seiburg in Siebenbürgen. Mitteilungen 6 (1861).

bücher Kirche Turm und Schiff älter und das schöne Chor jünger sei. All die Fragen der Baugeschichte aber wurden in die Entwicklung der westlichen Kultur hineingestellt, in die Entwicklung des sächsischen Volkes, dadurch gewannen sie Leben und doppelte Bedeutung. Unsere Kunstgeschichte erhielt einen angesehenen Platz in der deutschen und ungarischen Wissenschaft. Müller ist dabei der erste gewesen, der unsere Glocken erforschte. Den Spuren des römischen und vorrömischen Lebens im Lande nachzugehen, war hier, wo sie vielfach zutage lagen, seit dem 16. Jahrhundert den Gelehrten von besonderem Interesse, das im 18. Jahrhundert wieder wuchs. Die maßgebenden Arbeiten Aekners auf diesem Gebiet¹ schließen an jene Forschungen an. Neben Aekner (geb. 1782, † 1862) trat Müller, vor allem auch durch die Arbeiten ungarischer Gelehrter bestimmt, die diese Studien neu aufgenommen hatten. Seine Arbeiten zeichnen sich durch peinliche Genauigkeit der Beschreibung, durch umfassendes Erwägen aller in Betracht kommenden Umstände aus, wie durch die Form der Darstellung. Auch der kleine Aufsatz ist ein künstlerisches Bild und bietet stets Ausblicke auf die große Entwicklung,² wie die archäologischen Skizzen aus Schäßburg zu einem Kulturbild der Stadt werden und die Heidengräber bei Kastenhofz in die älteste Völkergeschichte Siebenbürgens einführen.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß Aekner, dem Müller in den eben genannten Blättern „Zwei Tage auf Stenarum“ warme Worte der Anerkennung und Dankbarkeit widmet, ihn zum Mitarbeiter bei der Sammlung der römischen Inschriften aus Siebenbürgen nahm. Das Buch erschien unter beider Namen erst 1865 nach dem Tod Aekners. Die Hauptarbeit hat Müller besorgt.³ Es war ein Stolz des

¹ Über Aekner: Trausch Schriftstellerlexikon I, 1.

² Archäologische Skizzen aus Schäßburg. Vereins-Archiv 2, 381. Bericht über Funde in Schäßburg und Mehburg. Mitteilungen usf. 2 (1857). Die Ruinen am Firtos in Siebenbürgen. Ebenda 3 (1858). Die Bronzealtertümer, eine Quelle der älteren siebenb. Geschichte. Vereins-Archiv 3, 333. Römisches Grabmonument bei Birthälm. Mitteilungen usf. 3 (1858). Römerspuren im Osten Siebenbürgens, ebenda 4 (1859). Die Heidengräber bei Kastenhofz, ebenda 5, 240. Zwei Tage auf Stenarum (bei Schäßburg, seither berichtigt, daß Stenarum beim heutigen Salzburg lag) im Siebenbürgischen Volkskalender für 1868. In den letzten Jahren sind auf dem Witeberg bei Schäßburg sehr zahlreiche und wertvolle Ausgrabungen gemacht worden. Siebenbürgische Altertümer: Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde 1858, S. 49 und Fortsetzung in Trauschensfels Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. N. F. 2, S. 3 ff. (1860).

³ Die römischen Inschriften in Dacien. Gesammelt und bearbeitet von M. J. Aekner und Fr. Müller. Wien, 1865

ganzen Schäßburger Gymnasiums, als Rommsen dem Buch Anerkennung zollte. Das Buch, gleichsam ein Urkundenbuch der Römerzeit im Lande, hat viele Inschriften, die später zugrunde gegangen sind, gerettet und die Grundlage zur Klärung vieler Fragen geboten, bis dann Rommsens großes Werk es überholte.

Während dieser Arbeiten, die neben der Schule und andern Aufgaben liefen, ruhte eine andere nicht, die Sammlung der siebenb Sagen und der deutschen Sprachdenkmäler; die Studien der Universität begannen sich zur schönen Blüte zu entfalten.

Die Sagen sind 1857 erschienen.¹ Der Verfasser unterscheidet mythische und geschichtliche Sagen und beschränkt die Sammlung nicht auf die Sachsen, die auch das Gut der andern Völker des Landes aufnimmt. Der Wert der Sammlung wird durch die Vorrede erhöht, die voll von treffenden Bemerkungen und reich an Gedanken ist.

Erfüllt vom Wert der Sagen vor allem auch für das nationale Leben fürchtet der Verfasser bei dem „allgemeinen Verfall des National-eigentümlichen“, daß auch die Sagen allmählich verschwinden könnten: unser Dialekt nach Goethes schönem Wort „das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“, sei vielfach schon aufgegeben oder doch von der hochdeutschen Sprache stark beeinflusst und umgestaltet, und mit ihrem Verfall gehe Hand in Hand der Verfall der Sitte und der gesamten Anschauungs- und Denkweise des Volkes. Die Sagen hätten einen poetisch-nationalen Wert, dann aber auch einen allgemeinen für die Wissenschaft. Und nun folgt eine geistvolle Darlegung des Verhältnisses der Sage zum Märchen und zur Geschichte: „Die Sage ist historischer als das Märchen, die Geschichte aber ist Frucht ohne Kern und Schale und durchaus genießbar. Die Geschichte ist der Vordergrund eines Gemäldes, die Figuren darin sind scharf und deutlich hervortretend; die Sage ist der Hintergrund, worin Farben und Umrisse häufig zusammenfließen und sich weniger klar abgrenzen; das Märchen sind die blauen Berge in der fernsten Tiefe des Bildes, unbestimmt übereinander getürmt, so daß man nur an den einzelnen Gipfeln den Zug des ganzen Gebirges erkennen kann. Die Sage ist die ideale Form, in welcher das Volk sich selbst, seinen Glauben und seine Geschichte, unabhängig von der objektiven Wahrheit und Wirklichkeit, oft sogar

¹ Siebenbürgische Sagen gesammelt und mitgeteilt von Fr. Müller. Kronstadt, Gött, 1857. 2. Aufl. Wien und Hermannstadt, 1885. Das Buch ist „den treuesten Besörderern dieser Sammlung Fr. Wilhelm Schuster in Mühlbach, Joseph Saltrich und G. D. Leutsch in Schäßburg gewidmet“.

diesen gegenüber auffaßt. Alles was im Munde des Volkes lebt, wird ein sagenhaftes Gewand annehmen und desto volkstümlicher und tiefer wirken, je mehr jenes der Fall ist. Darum läßt sich die Sage ebenso wenig mit Bewußtsein schaffen als das Märchen; aber je volksmäßiger jemand die Geschichte schreiben will, desto weniger darf er die Sagen übersehen. Und je weiter die Geschichte zurückgeht und je größere Rechnung sie dem eigentlichen Volksgeist tragen will, der doch sicherlich auch ein historischer Faktor ist, desto mehr muß sie Sagen und Märchen beachten, da oft diese allein gegen die trostlose allgemeine Finsternis hervortreten, ... Aus den Sagen aber zieht die Geschichte einen doppelten Nutzen: sie kann einerseits durch Ausschcheidung der bloßen Zutat den historischen Kern daraus gewinnen, andererseits grade aus dem Wesen dieser Zutat Schlüsse auf die innerste Eigentümlichkeit des Volkes mit größerer oder geringerer Sicherheit gründen. Jener Kern wird entweder ein mythischer oder historischer sein ..."

Nach diesem Gesichtspunkt werden erst die mythischen und dann die historischen Sagen mitgeteilt, die ersten stofflich, die andern chronologisch gegliedert. Die Vorrede schließt: „Die Sagen sind Wunder und Geheimnis wie alles Leben; will man es ergründen, muß man in die Tiefe steigen und darf nicht verzweifeln, wenn der erste Erfolg die Hoffnung nicht erreicht. Kenner der Wissenschaft und Freunde eines natürlichen Volkslebens werden, so hoffe ich, die Arbeit nicht vergebens getan heißen. Und nur für solche ist sie getan. Wer in der Sage nur Unfinn und Aberglauben findet, dem geht es eben wie dem Bauern, dem die Gottheit gutes Gold bietet, das er aber wegwirft, weil sein blödes Auge nur tote Kohlen sieht“.

Die „Deutschen Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen“¹ stellten die schriftlichen deutschen Sprachüberlieferungen von der Einwanderung der Sachsen bis zum 16. Jahrhundert zusammen, eine fleißige Arbeit aus

¹ Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts gesammelt von Fr. Müller. Herausgegeben vom Verein für siebenb. Landeskunde. Hermannstadt, 1864. Über die absprechende Kritik Schröders schrieb Müller an Teutsch 3. März 1865: „Ob ich auf Schröders Anzeige in der Germania antworten soll, weiß ich noch nicht. . . Blößen genug gibt die Anzeige, ja sie ist insofern lächerlich, als sie die große Einbildung des Verf. auf seine opera omnia verrät und dessen Zorn, weil ein Buch erschienen ist, ohne grade so eingerichtet zu sein, wie ers wahrscheinlich auch nicht gemacht haben würde und grade das zu enthalten, was er hineingesetzt hätte, wenn ers nur hätte bekommen können. Aber mir graut je länger desto mehr vor solchem Gezänk in den Zeitschriften. Die sächsische Grammatik und das Zbivotikon, wenn sie jemals fertig werden, dürften eigentlich die beredtesten Verteidiger auch meiner Vorarbeit sein.“

Urkunden usw., eine überraschende Fülle, die von einzelnen Worten zuletzt zur zusammenhängenden Darstellung überging. Die Vorrede gab zuerst zuverlässige und eingehende Kunde von der großen Arbeit Felmers „Von dem Ursprung der Sächs. Nation in . . . Siebenbürgen“ und dem wertvollen Inhalt und bot den ersten Versuch, eine Geschichte der deutschen Sprache in Siebenbürgen zu geben. Die ganze Arbeit stand unter dem Gesichtspunkt des „Idiotikons“, das Haltrich und Genossen aufgenommen hatten und in nicht zu ferner Zeit herzustellen hofften. Es lag ihr daran, Material für die Vergleichung unsrer Mundart, wie sie in frühern Jahrhunderten gewesen, zu geben, da Müller der Meinung war, „es ist nicht möglich durch die bloße Vergleichung mit irgend einem der jetzt gangbaren deutschen Dialekte oder auch mit mehreren derselben das Wesen unsrer Sprache und dadurch die Heimat derselben und unsres Volks, oder zum wenigsten der Mehrzahl desselben, fest zu bestimmen.“ Es sollten diese Sprachdenkmäler nicht in letzter Reihe auch helfen, das Auswanderungsgebiet der Sachsen zu bestimmen. So richtig die Anschauung war, daß die Dialekte durch Einfluß der hochdeutschen Sprache vielfachen Änderungen unterworfen seien, so sind naturgemäß andre Anschauungen der damaligen Wissenschaft seither überwunden worden. Das Buch ist aber auch heut noch nicht nur sprachlich wertvoll, sondern eine reiche geschichtliche Quelle, da eine Menge der dort gedruckten Urkunden (Zunftstatuten, Ratsbeschlüsse, Briefe, Aufzeichnungen in deutscher Sprache u. m. a.) nur hier veröffentlicht sind.

Die Arbeit steht mit einem Fuß schon in der Geschichte drinnen und Müller stellte sich durch seine historischen Arbeiten sofort unter unsere bedeutendsten Historiker. Sie standen unter der Anregung des Freundes Rektor Teutsch, der damals an der Sachsen Geschichte schrieb und Urkunden für das siebenb. Urkundenbuch sammelte, das die Akademie der Wissenschaften in Wien herausgeben wollte (erschieden 1857). Müller half zunächst bei der Sammlung der Urkunden und legte bei dieser Gelegenheit sich selbst eine reiche und wertvolle Urkundensammlung an. Mit Teutsch und Haltrich gingen sie 1853 durch einen Teil der Schäßburger und Mediascher Gemeinden, vor allem die 13 Dörfer, schrieben die Urkunden aus den Kirchen- und Gemeindeladen ab, Müller suchte daneben nach Sagen, Haltrich nach Märchen, die Pfarrhöfe boten gewohnte Gastfreundschaft, die Berge in jenem Jahr wunderbare Trauben; ihr Leben lang haben die drei Freunde mit Entzücken an jene Wochen gedacht. Im Jahr 1852 begleitete Müller Teutsch nach Karlsburg und Klausenburg, um im bischöflichen Archiv und im locus credibilis von

Kolochmonastor Urkundenabschriften zu besorgen. In Karlsburg des Bischofs Haynald Gäste hatte Müller seine stille Freude an den geistvollen Gesprächen, bei denen der ältere Freund und der kath. Bischof Fragen des Tages und der Wissenschaft erörterten und er mehr nur den Zuhörer abgab.

Die zwei historischen Arbeiten jener Jahre aber waren die „Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprozesses in Siebenbürgen“,¹ dessen Verlag bei Schwetschke der alte Lehrer Wachsmuth in Leipzig vermittelt hatte, und die „Geschichte der siebenb. Hospitäler bis zum Jahr 1625“.² Es ist der Vorzug der Müllerschen historischen Arbeiten, daß sie das vorhandene Material ebenso umsichtig wie erschöpfend ausbeuten. Der scharfe Denker, der kenntnisreiche Forscher, der feinsinnige Sprachbeherrscher tritt auf jeder Seite hervor. Beide Arbeiten boten durchaus neues. Wohl wußte man, daß es auch bei uns Hexenprozesse gegeben, aber die Geheimnisse des Aberglaubens, die Einzelheiten waren unbekannt und wurden hier dargelegt und in Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung des Wahns gebracht. Das Büchlein ist bis heute die einzige zusammenhängende Darstellung dieser dunkeln Ereignisse in unserer Geschichte.

Nicht weniger bedeutsam ist die Geschichte der siebenb. Hospitäler, darin vor allem die des Schäßburger Spitals und darin der Nachweis, wie außerordentlich groß der Einfluß der bürgerlichen Gemeinde auf die kirchlichen Verhältnisse war, die dort das Recht hatte, „durch freie Wahl aus ihrer Mitte fast unbeschränkt eine bis dahin weltliche Person zu einer geistlichen Stelle zu befördern, ihr den Eintritt in einen geistlichen Orden zu verschaffen und daß die geistliche Weihe erst in Folge dieser Wahl — ein protestantischer Grundsatz inmitten der röm.-kath. Kirche — erteilt wird.“³ Dabei wieder eine Fülle von Gedanken über allerlei Fragen, auf die die Untersuchung führte, so z. B. die Prädien sowie andere Rechts- und Kulturfragen. Die Ausführungen aus der Einleitung verdienen noch besonders festgehalten zu werden, die das Vorhaben, die Geschichte der Hospitäler zu schreiben, begründen: „Die siebenb. Geschichtswissenschaft ist bisher gewohnt gewesen, fast jeden Anstoß zu einer neuen Richtung von außen zu empfangen. Die Reformation rief die Tätigkeit der Chronisten ins Leben, religiöse Besorgnisse regten zu kirchengeschichtlichen Untersuchungen an, nationale Reibungen

¹ Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn. 1854.

² Erschienen im Schäßburger Gymnasial-Programm 1856

³ Ebenda S. 33.

föhrt zu staats- und völkerechtlichen Studien, der allgemeine Aufschwung der deutschen Nationalliteratur gegen Ende des vorigen Jahrhunderts besserte die Form unsrer Geschichtsschreibung und die hohen Strömungen des sozialen Lebens unsrer Zeit gaben der Geschichtsforschung Umfang und Tiefe. Bis ins einzelne hinein ließe sich diese Behauptung verfolgen: die Fiskalprozesse um den Martinszins riefen die Monographien über das *lucrum camerae* hervor, die Angriffe auf die Selbständigkeit und Gleichberechtigung der sächsischen Nation hatten die geschichtlichen Arbeiten über die Grundverfassung derselben zur Folge usw. Es war aber natürlich, daß der außerhalb der Wissenschaft liegende Zweck der Forschung sowohl, als der Darstellung Fesseln anlegte und den freieren Ausschritt hinderte; denn obgleich dieser Zweck selbst durch die Pflicht der Selbsterhaltung und das gesamte politische Leben gerechtfertigt wurde, so zwang er doch oft der Wissenschaft einen Zustand auf, der nur dann noch drückender und erniedrigender sein mag, wenn sie ohne jene äußere Nötigung den zufälligen Fluktuationen des Tages dient und nach Brot und Ämtern geht. Auch wurde der eigentliche Zweck dieser Arbeiten selbst nur selten erreicht, da sie nicht als Dämme vor dem Hereinbrechen der Flut gebaut, sondern bloß als Rettungsschiffe für die bereits Ertrunkenen ausgesandt wurden, die dann in der Regel nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden konnten. Erst die neuere Zeit hat — seit Oeder — weniger abhängig von herrschenden Ideen, und empfänglicher für die großen Muster des Altertums und der Gegenwart, das Leben der Völker auch in Siebenbürgen mit jener Unabhängigkeit zu erforschen begonnen, welche ein unveräußerliches Recht der Wissenschaft ist, und ihrem Gegenstande die Beachtung, wo er sie nicht von vorneherein besitzt, zu erzwingen weiß. Es ist keine Erscheinung in der Geschichte eines Volkes oder Landes so unbedeutend, daß ihre Kenntnis nicht das Bildungskapital jedes Wohldenkenden zu vermehren im Stande wäre, und die Verachtung irgend eines Zweiges der Wissenschaft ist überall, wo sie sich findet, ein Zeichen der Beschränktheit.“

Zu den historischen Arbeiten ist auch das Denkmal zu zählen, das er dem Jugendfreund Th. Fabini setzte, der 1849 bei Piski fiel und das er dem gemeinsamen Freund Haltrich schenkte (1851). Es ist schade, daß die seither verlorene Einleitung dazu nicht gedruckt worden ist. Sie enthielt eine scharfe Schilderung des damaligen öffentlichen Geistes unter uns, der Teilnahmlosigkeit und Beschränktheit, die sich breit machte und der Bevormundung, die kein freies Leben aufkommen ließ.

Das Lebensbild Fabinis, aus der unmittelbaren Kenntnis des herzerfrischenden jungen Mannes und der ganzen Zeit, die er ja miterlebt hatte, erwachsen, ist mit besonderer Wärme geschrieben,¹ geeignet die Herzen besonders der Jugend zu packen — wie schade, daß es fast unbekannt ist. Die Schilderung des Jugendbundes darin, dann der Kämpfe 1848, nicht zuletzt das schöne Bild des frühvollendeten Freundes, sind von dauernder Schönheit.²

Später entstanden, doch kurz nach dieser Arbeit veröffentlicht ist der wertvolle Aufsatz „Zur Geschichte der sächsischen Goldschmiedzünfte“,³ worin nicht nur die Entwicklung dieser Zunft geboten wurde, mit treffenden Bemerkungen über Zunftwesen und die Entstehung der Zünfte wie die Entwicklung des Gewerbes überhaupt, sondern zum erstenmal unsre Kelche zusammenhängend gewürdigt und einige beschrieben wurden.

Der Verein für siebenb. Landeskunde hatte Müller schon 1853 in seinen Ausschuß gewählt, aus dem er 1906 mit Rücksicht auf sein Alter ausschied.

Was für ein geistiges Leben war es doch, das damals, als Müller in die wissenschaftliche Arbeit eintrat, solche Blüten trieb — und wie eng und klein waren die Verhältnisse und wie drückend! Die Gehalte insbesonders auch in Schäßburg blieben für die Lehrer ärmlich genug, trotz der „Erhöhung“, für den jüngsten 300 fl. auf das Jahr; als der Rektor 900 fl. erhielt, meinte man, etwas Großes geleistet zu haben. „Meine Kollegen Müller und Haltrich usf. — schrieb Teutsch 1855⁴ — hält bei großer pekuniärer Bedrängnis der Geist der Pflicht und der Wissenschaft aufrecht und verwandelt die Steine der Erdennot in Himmelsbrot. Wie lang das freilich noch gehn wird, ist nicht vorauszusagen.“

Und es ist doch gegangen, wie sehr grade auch Müller, bei des Hauses Wachstum und vieler Krankheit darin, darunter auch leiden mochte. Er blieb aufrecht und sein Gemütsleben, das niemals leicht und niemals jedermann sich offenbarte, half ihm dabei.

Zuerst war er mit ganzer Seele Lehrer; vom öffentlichen Leben, das anfang unter uns bitter zu werden, hätte er sich gern zurückgezogen.

¹ Gedruckt im Sächf. Hausfreund. Kalender für 1864.

² Müllers Darstellung der Schlacht bei Piski weicht im einzelnen von der von H. Schuller später gegebenen Darstellung ab. Müller hielt seine für richtig mit Berufung auf die Quelle, aus der er geschöpft, den Mitteilungen Sternheims, der dabei war.

³ Ebenfalls im Sächf. Hausfreund. Kalender für 1865.

⁴ G. D. Teutsch an F. A. Zimmermann 5. Oktober 1855.

„In einer Zeit der Agitation und Verdächtigung, — schrieb er einmal¹ — wo allenthalben nicht der Gedanke, sondern der Stoff die bewegende Grundkraft der Begebenheiten und Handlungen bildet, ist nach meiner innersten Natur kein Feld zu praktischer und öffentlicher Wirksamkeit gegeben. Ich bin zunächst Lehrer und bin es gern und von ganzem Herzen. Eine gedeihliche Lehrerwirksamkeit ist unmöglich ohne Zutrauen der Schüler und der Schulgemeinde. Sobald in Zeiten politischer Extremen und Spaltungen der Lehrer schroff Partei nimmt, tritt er in einen Gegensatz der Schulgemeinde oder einem großen Teil derselben, der sich nach der Schwäche der menschlichen Natur bald vom Elternhaus und dem öffentlichen Leben auch in die heiligen Räume der Schule verpflanzt. Damit sind dann dem Erzieher die reichsten Adern unterbunden und sein Wirken, der trostlosesten Außerlichkeit preisgegeben, versiecht zuletzt in der Sandwüste des Schulgesetzes. Dem mag ich mich um so weniger aussetzen, als ich mir dabei das Zeugnis geben kann, meine Schüler nicht zur Stubengelehrsamkeit, sondern nach Kräften zur warmen Teilnahme an allem, was schön und edel, und also natürlich auch zur Vaterlandsliebe zu erziehen. Nur will ich sie fernhalten vor dem acherontischen Schmutze unsrer jetzigen Zustände und hüte mich daher auch selber vor Berührung mit demselben. Das Selbstbewußtsein ist grade bei Lehrern kein vollgültiger Ersatz für den Mangel an allgemeiner persönlicher Achtung; das fühlt selbst derjenige schmerzlich, der einen starken Geist hat, wenn er gewohnt diese zu genießen, durch ein Zusammentreffen verschiedener Umstände sich plötzlich von allen Seiten mit Gift und Galle überschüttet sieht.

„Dies ist ein Bekenntnis. Es macht mich und andere zufriedener und gewährt mir Gelegenheit, nicht nur meinem Beruf mit freiem Herzen obzuliegen, sondern auch manchem Stachel, der andre verwunden sollte, die Spitze abzubrechen.

„Wie habe ich den beruhigenden, wahrhaft beglückenden Charakter der Wissenschaft tiefer empfunden als eben jetzt.“

Mitten hinein in solche Gedanken fiel dann der Schatten, den der Verlust des ältesten Knaben in das Leben warf. „Es gibt Wunden, die in gewissen Jahreszeiten doppelt schmerzlich wieder ausbrechen: jeder Gang in den fruchtprangenden Garten, jeder Gedanke an die reisenden Trauben, überhaupt jede Lust des nahenden Herbstes wird mir unter der Last der Erinnerung an meinen unerfetzlichen Verlust zum Leidenstelsche, und selbst der Anblick meiner Lieben läßt keine rechte Lebens-

¹ Fr. Müller an E. v. Trauschensfels in Kronstadt 12. März 1861.

freudigkeit in mir aufkommen. Ich bitte Gott, daß er mir bald die Überzeugung von der Lebensfähigkeit der Meinen schenke; vielleicht kommt dann auch die rechte Stimmung zu geistiger Tätigkeit wieder. So lieb habe ich das Leben noch immer, daß ich die verstimmte Saite nicht zu straff anziehen möchte, damit sie nicht gar zerreiße".¹

Erholung bot der ständige Verkehr mit den Freunden. Haltrich wohnte bis zu seiner Heirat (1860) im Erdgeschoß bei Müller, der das damals Krausische Eckhaus in der Schanzgasse auf der Burg bezogen hatte mit der freundlichen Aussicht ins Kofeltal, nachdem das junge Paar etwa ein Jahr in der Schulgasse gewohnt. Es war ein knapper Haushalt, zuerst bei 57 fl. Gehalt aufs Jahr. Kostkinder mußten mithelfen. Die alte Lust an der Jagd lebte neu auf, als Gull ihn in seine Jagdgesellschaft aufnahm, in der vor allem Jul. Mätz (später Bürgermeister, † 1898) und Kaufmann J. B. Teutsch († 1895)² geistvolle Genossen waren. Gull war Jagdpächter und nahm die andern mit. Sie mußten ihm sämtliche Fuchsfelle geben, die Hasen gehörten dem Schützen. Gull, Teutsch und Mätz lieferten den Lungenbraten. Es kam vor, daß sie auch Sonntags auf die Jagd gingen. Die Sonntagsheiligung kam dabei, wie Müller einmal bemerkte, zu kurz, aber wenn sie in der Wench jagten, der lieblichen Gegend mit den wunderbaren Ausblicken von den Bergen und aus allen Gemeinden die Glockenklängen, dann wars doch schön. Müller war ein sehr guter Schütze. Das größte Ergebnis eines Tages waren einmal ein Fuchs und zwei Hasen. Als Rektor schoß er einmal einen Wolf, der durch die Stadt getragen wurde, unter dem Jubel der Schüler.

2.

Eine neue Aufgabe auch für Müller brachte der Kampf um die neue Kirchenverfassung. Es handelte sich darum, die ev. Kirche, die durch die „Allh. begnehmigte Vorschrift“ von 1807 vom Rechtsboden völlig verdrängt war, wieder auf diesen zurückzuführen und der Kirche die Autonomie zurückzugewinnen. Die Sache kam zur Entscheidung, als 1860 die „Vertrauensmänner“, von der Regierung einberufen, in Herrmannstadt zu einem Gutachten über die Provisorische Vorschrift zusammentraten und 1861 die erste Landeskirchenversammlung die Provisorischen Bestimmungen annehmen sollte. Müller war einer der

¹ Müller an Teutsch 19. August 1859.

² Über ihn ebenso am 26. März 1865: Da er zu den wenigen gehört, mit denen ein unbefangener heiterer Verkehr möglich war.

entschiedensten Gegner der Vertrauensmännerkonferenz, da er befürchtete, es sei nur auf neue Verzögerungen und auf neue Mißhandlungen der Kirche abgesehen, eine Anschauung, die u. a. auch der ruhig urteilende C. v. Trauschensfels teilte.¹ Während die Beratung der Vertrauensmänner schon vor sich ging, schrieb er an Teutsch einen Brief, in dem er seine Bedenken darlegte. Der Brief ist bezeichnend für das Wesen und die Anschauungen des Mannes: entschieden, klar, rücksichtslos auf der durchdachten und gefundenen eigenen Meinung stehend, getragen von der nie verleugneten Freundschaft zum Freund, den er für Größtes bestimmt sah, und auf der Lebensanschauung fußend, die er mit den Freunden teilte: „Die Kirche wird, meiner festen Überzeugung nach, mögen sich die politischen Zustände auch noch so sehr zum Bessern kehren, dennoch auch in Zukunft die einzig sichere Stütze unseres Volkstums und unserer Freiheit bilden und muß zu diesen Zwecken die Dienstbarkeit des Staates fliehen.“

Es stellte sich heraus, daß die Freunde Gespenster sahen, die Vertrauensmänner wußten die Gefahren zu vermeiden und ihr Gutachten bildete die Grundlage für die „Provisorischen Bestimmungen für die Vertretung und Verwaltung der ev. Landeskirche N. B. in Siebenbürgen“, die die Regierung 1860 herausgab und über die die 1. Landeskirchenversammlung im April 1861 entscheiden sollte. Es standen in der Kirche zwei Anschauungen gegen einander. Die eine wollte die Provisorischen Bestimmungen ablehnen, da sie von außen der Kirche auferlegt wurden, und nur eine Verfassung annehmen, die die Kirche sich selbst gegeben habe. Die andere meinte: indem die Landeskirchenversammlung diese Verfassung annehme, setze sie sich eben in den Besitz der lang entbehrten Autonomie, könne sofort Änderungen und Verbesserungen annehmen und erhalte alles, was die Kirche notwendig brauche, während sie sich selbst kaum in vielen Jahren eine Verfassung werde geben, und diese erst dem Staat abringen müsse, der hier aus freien Stücken gebe, was man haben wolle.

Müller war für die Annahme der Provisorischen Bestimmungen durch die Landeskirchenversammlung. Ihn hatte Teutsch von der Wichtigkeit dieses Weges überzeugt. Dabei zeigte es sich wieder, was für eine Bedeutung geschickte Sekundanten haben. Müller wurde nicht müde, in Wort und Schrift für diese Anschauungen einzutreten² und ihm ist es

¹ Über die ganze Angelegenheit Teutschbiographie, S. 148 ff., dort S. 150 der Brief Müllers an Teutsch. Vgl. Sächsischgeschichte 3, 367.

² Zur Verfassungsangelegenheit der ev. Landeskirche N. B. Hermannstädter Zeitung 1861, Nr. 7 ff.

nicht zuletzt mit zu verdanken, daß die 1. Landeskirchenversammlung sich auf den dargelegten Standpunkt stellte und die Provisorischen Bestimmungen als Verfassung annahm und damit den alten Rechtsboden und die völlig freie Selbstbestimmung und Unabhängigkeit mit einem Schlag gewann. Ebenso half er im folgenden Jahr durch sein Eintreten das neue Pfarrwahlgesetz machen, das die 2. Landeskirchenversammlung 1862 beschloß, das allerdings im einzelnen manches enthielt, was Müller nicht billigte.¹

Der Anfang der sechziger Jahre war eine angeregte und vielfach aufgeregte Zeit. Nicht nur der Kampf um die neue Kirchenverfassung erfüllte die Geister und nahm die Besten in Anspruch; zu gleicher Zeit handelte es sich auch um die politische Neugestaltung des Landes und dabei immer um die Zukunft des sächsischen Volkes. Die alte Verfassung auch des Sachsenlandes wurde wieder hergestellt, Österreich sollte als ein konstitutioneller Einheitsstaat neu gestaltet werden, im Hermannstädter Landtag (1863—64) und Wiener Reichsrat (1864—66) arbeiteten die Sachsen für dieses neue Groß-Österreich, weil sie hofften, ihr Volkstum in dieser Staatsform am ersten zu erhalten und fortbilden zu können. Von Teutsch, der als Regalist dem Hermannstädter Landtag und von diesem gewählt als Abgeordneter dem Wiener Reichsrat angehörte, fortwährend über alle Fragen im Laufenden gehalten, waren die Schäßburger Freunde, besonders auch Müller in der Lage, zu den einzelnen Fragen Stellung zu nehmen. Auch Müller gehörte zu jenen, die voll Hoffnung auf die neue Entwicklung sahen. Wenn er später rückblickend davon redete, pflegte er zu sagen: Zweimal habe ich mich betrügen lassen zum drittenmal sollte es ihnen nicht gelingen.

Die ganze Zeit aber erschien dem damaligen Geschlecht hier als eine Zeit des Übergangs, die Größeres vorbereitete. Müller schrieb von ihr,² es sei eine gewaltige Zeit, „vorbereitet durch ein halbes Jahrhundert geistigen Ringens, wie die Weltgeschichte es nimmer gesehen. Die Völker durchgefäuert bis zum Grunde, die Knaben Männer geworden, eine Zeit reif abzuschließen, was das Reformationsjahrhundert unvollendet gelassen, die politische Verjüngung der altgewordenen Kulturvölker Europas. . . Für unser Völkchen ist diese Zeit freilich ein Prüfstein seiner Lebensfähigkeit. Wir treten unter nicht günstigen Auspizien in dieselbe ein. Eingekleimt zwischen Stämme, denen die Grundbedingung

¹ Unsere Pfarrerswahl und der Entwurf des ev. Landeskonsistoriums u. s. vom 16. März 1862. Hermannstadt 1862.

² Müller an Trauschensfels 10. Februar 1860.

zur Freiheit, humane Bildung und Gerechtigkeitsgefühl abgeben, wird es allerdings schwer halten, zur Seite des rollenden Rades zu treten und in unserm Deutschland diesem Lande das Ferment der Kultur zu erhalten. Manche wollen behaupten, daß Polens Schicksal dem Karpathenland bevorstehe . . . Die letzten Vorgänge in Ungarn, diese nur in der Behandlung der Sachsen nach 1849 ein Analogon findende Preisgebung der loyalen Partei an die Revolution, diese Sanktionierung des Ungehorsams von höchster Stelle, diese Unfähigkeit mit dem Ultramontanismus zu brechen, diese Furcht vor dem Geist und seinen Trägern lassen zwar wenig Gutes hoffen. Ich aber vertraue auf Deutschland, dessen Bestimmung noch lange nicht erfüllt ist. Im letzten Augenblick wird es wieder die Entscheidung herbeiführen. Unsere Aufgabe scheint mir zu sein, für diesen Tag der Entscheidung sich zu erhalten, für Naheliegendes zu sorgen, den materiellen Ruin abzuwenden, die Bildungsstätten der Zukunft zu bewahren, vor allem vor extremen Schritten sich zu hüten und den Verband mit dem Mutterland noch fester zu knüpfen, damit es im rechten Augenblick uns nicht aus den Augen verloren habe.“

Wie klingt auch aus diesen geistvollen Sätzen heraus, was er zwei Jahre früher, wieder an Trauschensfels, geschrieben:¹ „Solange dieser Gedanke — die Möglichkeit erhalten zu helfen, als deutsche und ev. Christen in unserm Vaterland leben zu können — in mir lebendig ist, werde ich nirgends fehlen, wo vertrauenswürdige Männer meine Mithilfe als wünschenswert erachten.“

Diese Jahre voll innern und äußern Kampfes brachten zunächst für Müller eine äußere Veränderung, er wurde nach Teutschs Abgang in die Pfarre von Agnetheln am 16. Juni 1863 zum Gymnasialdirektor gewählt, nachdem der ältere Freund Haltrich neidlos, wie es seinem kindlich-treuen Gemüt entsprach, ihm den Vorrang gelassen.

Sechs Jahre lang hat er des Amtes gewaltet und es gelang ihm, die Schule auf der Höhe zu halten, zu der sie Teutsch geführt hatte, und ihr den „Charakter des Ernstes“ zu wahren, den einst Goos ihr aufgeprägt, „der ihr seither bei den einen zur Empfehlung, bei andern zum Tadel gereicht hat.“ Er war ein geborener Führer. Karg im Lob, bestimmt im Tadel, immer das Größte von sich verlangend und durch Zumutungen an die Leistungsfähigkeit auch die schwache Kraft aufstachelnd, stets die Sache im Auge und, nicht immer zu deren Vorteil, unbekümmert um die dabei beteiligten Personen, die seine Schroffheit bisweilen schwer ertrugen, verstand er es, durch die Überlegenheit seines

¹ Brief vom 26. Dezember 1858.

Geistes, die Tiefe seines Wissens, die Wucht seines Wesens sich Gefolgschaft zu verschaffen. Das Collegium, das in jenen Jahren durch Supplirung vielfach belastet war, da ein rascher Wechsel mehrere Stellen rasch erledigte, bekam tüchtigen Zuwachs, vor allem in Albert und Gooß und der neue Rektor spannte sie alle ein. Über allen stand das Gesetz. Als einmal ein Nicht-Schäßburger Kollege sich darüber wunderte, daß die auf der Schule wohnenden Seminaristen dort ohne Aufsicht eines Lehrers wohnten und Rektor Teutsch fragte: wer erhalte denn da oben auf dem Schulberg Zucht und Ordnung, da hatte dieser die wuchtige Antwort gegeben: „Das Gesetz!“ Und in Müller war es ebenso verkörpert wie in seinem Vorgänger.

Zuerst gelang ihm die Fertigstellung der Turnhalle und die neue Einrichtung des Turnunterrichts.

Schon auf der Universität hatte er fleißig geturnt, er war selbst ein rüstiger Turner, dem körperliche Leistungen leicht wurden. Mit Haltrich hatte er freiwilligen Turnunterricht erteilt, der mit allem möglichen Vorurteil der Eltern zu kämpfen hatte. Dabei fehlte ein Turnplatz, vor allem eine Turnhalle. Noch unter Teutschs Rektorat hatte das Kollegium vom Presbyterium 50 fl. Honorar für die Erteilung des Turnunterrichts verlangt und erhalten, worauf die Lehrer aber auf den Bezug verzichteten und damit den Grundstock für den Bau der Turnhalle legten. Ein Aufruf zu (wenn gewünscht rückzahlbaren) Spenden hatte schönen Erfolg, der Kirchenwald gab das Holz und 1863 konnte der neue Rektor die neue Turnhalle einweihen, die sich an der Stelle des alten verfallenen Goldschmiedturms neben der Bergkirche erhob. Schon in der ersten Prüfungsrede (Juli 1863) hatte er darüber gesprochen, „daß unseren Schulen im Turnen ein längst vermistes Mittel der Jugendbildung geboten sei“, reich an erzieherischen Gedanken, und bei der Einweihung der neuen Turnhalle (14. November 1863)¹ sprach er darüber, „daß in dem Turnen auch unserm Volke ein kräftiges Mittel zeitgemäßer Erziehung geboten sei“, denn es bewahre vor leiblichem Verfall, fördere das Selbstvertrauen und den Gemeinsinn. „Nicht die Philosophie hat den Materialismus unsrer Zeit geschaffen, noch die echte Naturwissenschaft ihn genährt; beide bekämpfen ihn, obwohl nicht immer mit den rechten Waffen und zureichender Entschiedenheit. Die Erziehung, die häusliche und öffentliche, hat ihn verschuldet, indem sie, oft weniger im Dienste der Ideen als der herrschenden Strömung des

¹ Beide Reden sind gedruckt, ohne Namen des Verfassers und ohne Druckort und Jahr (1863). Im Anhang das Festgedicht zur Einweihung der Turnhalle, auch von Müller.

Augenblicks, das keimende Unkraut der Gedankenlosigkeit und der Dornfaulheit nicht rechtzeitig bemerkte, oder wenn sie es bemerkte unterschätzte". Im Festgedicht aber antwortete die neue Turnhalle dem alten Goldschmiedturm auf seine Klage und Frage, was wollt Ihr?

Die Ihr wähnt, daß wir zum Spiel verwandeln
Der Väter Kämpfen und ihr männlich Handeln
Wißt, daß uns heilig sind der Väter Waffen,
Wir wollen ihnen rüstige Arme schaffen.

Es mag des Volkes Kraft sich neu verzüngen,
Gesundes Mark den alten Stamm durchdringen,
Dann wird nicht wie am Baum, dem schwachen, frankten,
Bei jedem Anstich auch die Krone wanken.

Denn auch vor uns wohl kann die Stunde treten,
Wo uns nichts hilft das Dulden und das Beten
Und wo das Banner wir entfalten,
Dann wird das Spiel zum Ernste sich gestalten.

Es wurde bald fast zu viel des Ernstes.

Der neue Rektor unterzog sich kleinen und großen Arbeiten. Er war Kurator der archäologischen Sammlung gewesen, die er im Zusammenhang mit seinen Studien nicht nur besorgte, sondern vermehrte und blieb es auch als Rektor, bis Gooß ihn (1867) ablöste. Die ehrenden Worte, mit denen die Berliner Akademie der Wissenschaften 1864 dem Gymnasium den 1. Band des Corpus inscript. lat. und die Monumenta praeclara latinitatis übersandte,¹ galten in erster Reihe Müller. Viel Mühe und Arbeit machten die Schritte, endlich den Lehrern genügende Gehalte zu schaffen, ohne daß es gelungen wäre. Die Gesetze der Togaten und Chlamydaten wurden neu gemacht, die Bibliothek neu aufgestellt und katalogisiert, das Turnen eifrig gepflegt, die magyarische Sprache als Unterrichtsgegenstand eingeführt, die besten Lehrbücher vorgeschlagen und gebraucht. In den Konferenzen wurden alle Schulfragen eingehend erörtert, methodische und pädagogische und der Rektor mahnte immer wieder, es sollten die Lehrer die Beziehungen zu den Schülern und deren Elternhäusern pflegen. Er selbst war ein Meister in der Behandlung der Schüler. Ein ungeheurer Respekt ging vor ihm her und wo ers für nötig hielt, da traf ein Wort aus tiefer Herzenheilnahme bisweilen den Schüler, der sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen, daß es ihn für das Leben umwandelte. Dabei wußte er, daß nicht Paragraphen die Schule regieren, sondern Persönlichkeiten. „Im

¹ Dr. R. Schuller im Schäßburger Gymnasial-Programm 1897. S. 64

Internat kann alles verpuscht werden“, schrieb er einmal,¹ „wenn die Leitung in Aufpasserei und das Regiment in Korporalweisheit übergeht“ und „die Schablone des konstitutionellen Feierlastens ist im Schulleben absolut von Übel. Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit und Opferfreudigkeit des Lehrers, sie allein tragen eine Schule vorwärts, die Instruktionen sind nützlich für Rechnungs- und Verwaltungsbeamte und geben nur Anlaß zu Händeln. Auch kann die Schule etwas Absolutismus im Regiment nicht entbehren. Wo soll die Freudigkeit derselben herkommen, wenn man wie der Soldat das Reglement immer die Instruktion bedenken muß?“²

Im Jahr 1866 fragte Teutsch bei Müller an, wie sie sich die Visitationen u. ä. dächten. Müller antwortete:³

„1. Zuviel und vielerlei Visitieren taugt nicht (Rektor, Schulinspektor, Kirchenvisitation zc.).

2. Das Oberaufsichtsrecht der obersten Schulbehörde muß eine äußere Form seiner Ausübung suchen und dies je eher desto besser!

3. Die Protokolle der Konferenzen und Berichte der Direktionen genügen dazu nicht.

4. Es empfiehlt sich eine in unbestimmten Zeiträumen wiederkehrende Visitation durch einen Landeskonsistorialkommissär, nicht zur Zeit der Prüfungen.

5. Dieser Kommissär muß dem Lehr- oder geistlichen Stande angehören und, wenn letzteres, notorisch im Kurrenten mit der Wissenschaft der Schule stehen.

6. Seine Aufgabe ist Anregung und Belehrung durch unmittelbare Mitteilung an einzelne Lehrer, Direktoren, Konferenzen, Schulpatronate zc., dann Berichterstattung ans Landeskonsistorium.

7. Neben dieser „Visitation“ dürfen die Lehrer(Direktoren-)konferenzen nicht aufgegeben werden. Sie sind der Ersatz für die unter unsern Verhältnissen anders nicht möglichen Lehrervereine und vielleicht diesen noch vorzuziehen. Sie wirken nicht immer am nachhaltigsten und unmittelbar auf die Zustände der Anstalt, deren Prüfungen die äußere Veranlassung zu ihrer Versammlung bietet. Sie sollen diese Anstalt überhaupt nicht „visitieren“, sondern von den an ihr wahrgenommenen Erscheinungen angeregt Gedanken austauschen, den Einzelnen anregen zc., so daß es sich wohl treffen kann, daß von einer solchen Zusammenkunft in Hermannstadt

¹ Brief an Trauschensfels 8. Juni 1868.

² Ebenso 10. Februar 1869.

³ Müller an Teutsch 6. Mai 1866.

das Gymnasium in Schäßburg oder Bistritz mehr Nutzen zieht als das Hermannstädter. Visitation durch Kollegen ist überhaupt odios und fordert viel Selbstverleugnung, da wir allzumal Menschen sind. Die Aufgabe dieser Konferenzen wäre demnach, wenn Punkt 4—6 einmal durchgeführt sind, nicht Bericht über den Zustand des einzelnen Gymnasiums, sondern Gutachten über allgemeine Schulangelegenheiten, Lehrbücher, Lehrplan zc.

8. Diese Konferenzen hätten alle 2 Jahre abwechselnd in Gymnasialorten stattzufinden, 8 Tage zu dauern, Fuhrlohn und 3 fl. Diäten den auswärtigen Rektoren die Landeskirchenkassa zu ersetzen.

9. Eine Zusammenkunft im laufenden Jahre zur Zeit der Prüfungen scheint mir nicht möglich; ich wenigstens wüßte bei unserer Lehrernot eine Supplirung nicht zu bewerkstelligen. Jedoch erkenne ich, wie sehr wünschenswert gerade heuer vielleicht auch im Hinblick auf Ereignisse, die auch unsere Schulzustände nach innen und außen mächtig berühren könnten, Meinungsaustrausch und gemeinschaftliches Vorgehen von Seiten derjenigen sei, denen in dieser schweren Zeit die Leitung unserer Bildungsanstalten anvertraut ist. Diese Zusammenkunft sollte das Landeskonsistorium möglich machen etwa zur Zeit der Vereinsversammlung in Schäßburg, oder bald darauf sonst irgendwo und seinerseits einen Kommissär dazu fügen, ohne Lärm und Aufsehen zc. Auch könnte daselbe dieser Konferenz einige Fragepunkte zur Erledigung durch gutächtl. Äußerung zuweisen, aber brennende z. B. Seminar und Volksschulorganisation zc.“

Eine besondere Freude war ihm, das Selbstregiment der Schüler, das im Coetus noch vorhanden war, zu unterstützen. Auch ärgerliche Sachen sah er als abgetan an, wenn es hieß, „der Rex hat die Sache behandelt“.

Im Kollegium selbst herrschte ein reges wissenschaftliches und freundlich geselliges Leben, und wenn die Brotfrage bisweilen zu laut an die Türen klopfte, dann konnte auch der sorgenvolle Professor das Lächeln nicht unterdrücken, wenn Haltrich ihn tröstete, die schöne Aussicht vom Schulberg sei doch auch etwas wert und Albert in humorvollen Versen des Tages Lust und Leid besang. Sie alle wurden getragen von einem Idealismus, für den heut bald das Verständnis fehlt, der unbekümmert um die Güter dieser Welt dem Ewigen dient, das Unvergängliche und Geistige als den Besitz ansieht, der allein des Menschen würdig ist und in diesem seinen Stolz und seine Freude findet.

Neben den Aufgaben der Schule, zu der auch das Seminar gehörte, dessen Wert und Wichtigkeit Müller als Lehrer und Rektor erkannte und förderte, in dem er das Latein für notwendig hielt, weil ein Teil der Pfarrer sich aus Seminaristen ergänzte,¹ hielten auch die Fragen der Stadt, des Volks, der Kirche die Gemüter in Spannung.

In der Kirche war der Gegensatz gegen die neue Kirchenverfassung in den geistlichen Kreisen nicht ganz überwunden, noch trieb von Zeit zu Zeit die Kapitelsherrlichkeit neue Blasen und Müller gehörte zu jenen, die am eifrigsten solchen Erscheinungen mit großer Entschiedenheit entgegen traten.

Schwerer war ein anderes. Als es sich zeigte, daß das konstitutionelle Groß-Osterreich unmöglich war, als Ungarns Forderungen mehr in den Vordergrund rückten und deren Anerkennung erst wahrscheinlich, dann gewiß wurden, mit ihnen aber die Neugestaltung des staatlichen Lebens begann, die die alte Frage der Union Siebenbürgens mit Ungarn wieder auf die Tagesordnung stellte, da rief die Unionsfrage, die 1848 schon einmal die Gemüter in ihren Tiefen aufgeregt hatte, neuen Streit unter den Sachsen hervor und führte zur Spaltung der Alt- und Jungsachsen, die sich besonders erbittert in Schäßburg bekämpften, wo — wie überall in solchen Fällen — eine Menge lokaler Streitigkeiten und Gegensätze, die mit der politischen Frage nichts zu tun hatten, mit ihr verquickt wurden und es entstanden unerquickliche und vielfach trostlose Zustände, die zu vielfacher Verbitterung führten. Müller war, mit Gull und J. B. Teutsch, einer der Führenden unter den Altsachsen. Sosehr ihm die unmittelbare Beteiligung an den Tageskämpfen für den Lehrer ungünstig erschien mit Rücksicht auf die Schularbeit, so konnte ers nicht verhindern und mochte es um der Sache willen nicht, daß ihn seine Freunde 1869 als Kandidaten bei der Reichstagswahl aufstellten. Er fiel mit 1 Stimme Minderheit gegen den Jungsachsen, Pfarrer C. Fabritius, durch.²

Er hat es nicht schwer getragen, obwohl er unter dem leidenschaftlichen Parteikampf mit seinen Anwürfen und Verfolgungen grade gegen die führenden Personen bisweilen schwer gelitten hat. Im März 1869 bezeichnet er sich als einen Menschen, „der tief im Zustand der Resig-

¹ Im Jahr 1850 verteidigte Müller das lateinlose Seminar. Brief an Teutsch 6. September 1850.

² Seine Ausführung in einem Brief an Teutsch 7. Februar 1869: „daß die jetzigen großen Parteien in Ungarn für die Rationalitäten keinen Raum haben, daher für diese der Anschluß an keine unbedingt zulässig, sondern die Politik der freien Hand die einzig richtige sei.“

nation auf äußere Erfolge steckt“, aber „es wärme doch immer wieder ein wenig und kräftigt im Kampf, sich nicht allein zu wissen“. Und nach dem Durchfall schrieb er:¹ „Trost bedarf ich nicht wegen dieses Durchfallens, auch Ermütigung nicht zum Aussharren, wohl aber Verstand, um die eignen Genossen vor allerlei Torheiten zu behüten. Die politische Agitation ist berauschend für manche Leute und läßt sie vergessen, was sie der Ehre einer Partei schulden, die für die gute Sache einstehen will. Da wachsen sie dir, ehe man sich dessen versteht, über den Kopf und zünden das ganze Haus an, um die Ratten hinaus zu treiben“. Krankheit im Hause und schwere materielle Sorgen drückten ihn in jenen Jahren schwer. „Ich bin körperlich und oft auch geistig müde und sehne mich bisweilen nach Ruhe, obwohl mir wieder sonst davor graust. Es liegt zuviel auf mir und ich entbehre zu lange schon des hebenden und erfrischenden Gesprächs mit Freunden, deren Überlegenheit ich achte, ohne daß dadurch meine Zuneigung litte. Hier huldigt man mir, auch wo ich es nicht verdiene oder man haßt mich — beides untröstlich. Dazu die leidige Geldnot, aus der ich nicht herauskomme.“² „Nur Eure Freundschaft hält mich empor“, schrieb er ein andermal an Teutsch und „mir gehn so wenig Wünsche in Erfüllung, daß ich allmählich zu wünschen und fast auch zu hoffen aufhöre. Man gewöhnt sich so nach und nach daran, halb resigniert und halb ingrimmig einen Tag nach dem andern abrollen zu sehn, im schlimmsten Falle habe ich mein halbes Leben jetzt hinter mir. Ein glücklicher Zustand ist das sicherlich nicht; ich fühle das am meisten, wenn ich andere aufrichten soll, der ich selber der Stütze bedarf. Aber es ist unabänderlich, wie viel und wie allseitig ich darüber auch nachgedacht habe; und ich werde ihn wohl noch eine Zeit lang ertragen können, wenn mich nichts Schwereres trifft.“³

Zu diesen persönlichen Sorgen kamen die öffentlichen. „Wir kommen aus dem Halben nicht heraus und das ist schlecht — schrieb er mit Rücksicht auf die politischen Zustände⁴ — und die fortwährende Abwesenheit unsrer besten Kräfte auf allen Gebieten ist noch schlechter.“ Auch ihm erschien die Schaffung eines Blattes nötig, „um die zerstreuten oder sich verliegenden Geister wieder einmal im Dienste für eine Idee zu sammeln. Es bleibt so wie es ist unendlich viel gutes Kapital ungenützt für die gute Sache... Die Gegner unterwühlen uns den Boden,

¹ Ebenso 23. März 1869.

² Müller an Teutsch 7. Januar 1865.

³ Ebenso 22. April 1865.

⁴ Ebenso 15. Juni 1865.

und wenn wir einmal fest aufsetzen wollen, versinken wir. Die Traditionen unsres Volkes verlieren täglich die Ehrwürdigkeit, die sie lebendig wirken ließ in kritischen Tagen und so oft zum Heil geführt hat. Der Leichtsin, der an die Stelle tritt, ist wahrhaft entsetzlich. Und unsre Jugend wächst in dieser Atmosphäre des Leichtsinns groß und gewinnt daraus die Lust am Skandal und die Pietätlosigkeit und den Fanatismus der Bequemlichkeit — und tut die Schule Sisyphusarbeit, und das ist nieder-schlagend auch für die redlichen Arbeiter.“¹

Eine große Freude war ihm, bei der Bischofswahl 1867 mitzu-helfen, daß G. D. Teutsch zum Bischof gewählt wurde. Die gegenseitige Freundschaft ist beiden ein bestes Stück Leben gewesen. Zum Namenstag 1865 schrieb er mit dem Glückwunsch an Teutsch: „ich kann und mag es nicht in Worte fassen, was mich dabei tiefinnerlichst erfüllt; Gott erhalte und segne dich“. Aber wenn er im Freund die Stütze sah, so war auch er im Stande ihm Stab zu sein. Als die politische Entwicklung uns neue Gefahren zu bringen drohte, schrieb er ihm:² „Mir will scheinen, du trügest der Zeiten Unbill schwerer als recht ist. Freilich, du hast mehr gehofft und mehr vertraut und darum innerlich jetzt auch mehr verloren; indessen denke an unsere Vergangenheit: unser Volk hat, meine ich, Schwereres überwunden. Solang wir den Boden noch haben, sind wir wie Antäus nicht zu vertilgen; erst wenn wir uns in die Luft versetzen lassen, ist's um uns geschehen.“

Müller hat in jenen Jahren wiederholt an den Übergang ins Pfarramt gedacht, die Erfolglosigkeit der Bewerbung um die Agnetzler Pfarre (1868), zu der er aufgefördert worden war, war mit vielen Aufregungen verbunden gewesen. Da trat 1869 Leschkirch an ihn heran und im Juni 1869 wurde er dorthin berufen. Zur Bewerbung hatte ihn mitbestimmt die Aussicht, dort dem alten Freund Teutsch näher zu sein.³ Er schloß das Schuljahr 1869 noch ab, das Schlußwort des letzten Programms, das er herausgab, verdient festgehalten zu werden: „Das ist ja das Schöne und Erhabene bedeutender Zeiten, daß der Blick in immer weiteren und weiteren Kreisen sich klärt für die Erkenntnis dessen, was Not tut, und die Guten immer dichter sich scharen zur Ver-

¹ Müller an Teutsch 11. April 1865. In einem Brief vom 23. November 1865 die gute Bemerkung: Die Kühnheit ist selten die Begleiterin des bloßen Ehrgeizes.

² Ebenso 15. Mai 1866.

³ Müller an Teutsch 22. Juni 1869: Es ist wahrlich nicht der geringste Anlaß zu meiner Bewerbung gewesen, daß es sich um eine Stelle handelte, welche uns Euch wieder näher bringt und die Möglichkeit bietet, auch den Verkehr der Familien in lebendigern Gang zu bringen.

theidigung jener Güter, die nur der Form nach dem Wechsel unterworfen in ihrer Notwendigkeit zugleich die sicherste Gewähr ihres Bestandes besitzen.

„Unser Volk kennt den Wert der Schule seit lange schon, und es pflegt sie wie seinen Augapfel. So mag denn in klarer und dankbarer Erkenntnis dessen auch seine Schule nicht müde werden, den Glauben an den Wert dieses Volkes zu tragen und zu festigen und ihm jene kostbaren Güter der Bildung, des Verstandes und des Herzens zu vermitteln, welche, sein Erbteil aus der Stammesheimat, nur dadurch erhalten worden, daß sie fort und fort jede wahrhaft befreiende Geistesstat der fortschreitenden Zeit an sich heranziehen und in unverfälschter Mitteilug zum Gesamteigentum des Volkes gestalten.“

Am 7. Juli ordinierte ihn Bischof Teutsch, beide tief ergriffen in der Erinnerung an die gemeinsamen Erlebnisse und die gemeinsamen Arbeiten der vergangenen Jahre. Im Lebenslauf, der bei der Ordination vorgelesen wird, zeichnete Müller auch sein Verhältnis zum Freund: „Aus diesen Tagen voll Sturm und Not (1848/49) hat mir, abgesehn von mannigfacher Erfahrung, ein gütiges Geschick noch eine Gabe für das Leben gewährt: es ließ im Kollegen einen neuen Freund mich finden, mit dem ich seither, als Jüngerer nachstrebend dem Altern, und gehoben durch sein reiches Wissen und Wollen, bis vor wenigen Jahren auch örtlich ungetrennt, in gemeinschaftlicher ernster Lebensarbeit Freuden und Leiden geteilt habe. So und vorzüglich durch ihn bin ich auch ein Glied jenes Kreises geworden, der es sich neben der Jugenderziehung zu einer besondern Aufgabe gemacht, die Vergangenheit und Gegenwart unseres Volksstamms dem deutschen Mutterland wieder näher zu bringen und in seiner Geschichte — diese im weitesten Sinn des Wortes gefaßt — die erschütterten Grundsteine seines Bestandes aufs neue zu befestigen. Das Ziel war weitgesteckt, und wenn vor den Wandernden mitten im Laufe oft eine Kluft sich aufst, die noch weder übersprungen noch überbrückt werden konnte — wer will es ihnen zur Last legen? Nicht ihre Kraft überschätzten sie; von ihr denke ich sehr bescheiden; aber das Auge des Sterblichen sieht gern mit voller Deutlichkeit nur das Ziel auf der Höhe, während die Unebenheit und die Tiefe des Weges im Tale seinen Blicken sich entzieht.“ Er schloß mit den Worten: „Nicht ohne Bangen betrete ich ein neues ungewohntes Feld der Tätigkeit, ob hier in anderer Umgebung und auf kaum bekanntem Boden sich mir bewähren werde, was ich an Kraft und Erfahrung bisher gesammelt, bewähren auch die Freudigkeit des Schaffens, die gewohnt war, in der

Mithilfe werter Freunde und Amtsgenossen und in der Hingebung der Jugend Ersatz zu finden für so Manches, was sonst im Leben versagte. Indessen hoffe ich zu Gott, daß der soeben mit freundlichem Worte gesprochen: „Ziehe aus von deiner Verwandtschaft und aus dem Hause deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde“, mich nicht wolle zu Schanden werden lassen grade an der Gemeinde, die mir mit so erhebendem Vertrauen die Tore ihres Pfarrhauses und die Pforten ihrer Kirche geöffnet hat.“¹ Am 15. August 1869 hielt er die Abschiedspredigt in Schäßburg über 1. Cor. 16, 13, 14: Wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark; alle eure Dinge laffet in der Liebe geschehen; ein starkes und männliches Bekenntnis und ein Wort aus der Tiefe vom scheidenden Mann gesprochen, hat die Predigt nachhaltigen Eindruck gemacht.²

Das neue Amt aber trat er in dem Sinn an und hat es in dem geführt, wie ers in der Abschiedspredigt als Wunsch ausgesprochen: „daß wenn Gott mich einst abrüstet aus dem neuen Hause, daß es nicht geschehe, ohne daß die Gemeinde, der ich darin dienen soll, Zeugnis ablege: es ging ein Freund von uns, der das Gute redlich wollte und es ernst nahm mit seiner Arbeit; ein Mann, der wenig sich umschauend nach der schwankenden Gunst der Mächtigen und unbeirrt durch den Nebel, der oft am Morgen den Glanz der Sonne verdunkelt, ruhig den Weg weiter schritt, den sein Gewissen ihm als den Weg der Wahrheit und der Pflicht gewiesen.“ An Haltrich aber schrieb er nach dem Einzug in Leschkirch: „Der Einzug in ein Pfarrhaus ist voll erhebender Momente und wohl geeignet, zahlreiche Saiten im menschlichen Herzen erklingen zu lassen. Nur sollte gleich dahinter die Prosa des Einräumens nicht folgen.“³

Leschkirch war eine Marktgemeinde mit 580 Seelen, aber von den Dörfern dadurch unterschieden, daß es als Vorort des alten Leschkircher Stuhls Sitz des Stuhlsamtes war, an dessen Spitze der Königsrichter, damals L. Herbert († 1896) mit seiner geistvollen Frau stand, als Stuhlsrichter Sam. Dörr († 1911), C. Mangesius, später Waisenamtspräses, damals zugleich Kurator der Gemeinde († 1912). Der alte Schulkamerad S. Dörr war es gewesen, der die Aufmerksamkeit der Wähler auf Müller gelenkt hatte. Im Ort ein Stilleben, das eben seinem Ende zuneigte, in den kleinen Verwaltungsbezirken — der Lesch-

¹ Orig. im Landeskonstitorial-Archiv, B. 911, 1869.

² Abschiedsrede des Rektors Fr. Müller, gehalten am 15. März 1869 in der ev. Pfarrkirche in Schäßburg. Schäßburg 1869.

³ Müller an Haltrich 21. August 1869.

kircher Stuhl zählte neben einigen rumänischen Gemeinden fünf sächsische Gemeinden — ließ sich ein wirkliches Leben schwer aufrecht halten. Ein Zug des Behagens ging durch die kleine Beamtenwelt, die ausgiebig der Jagd huldigte. Auch der neue Pfarrer tat mit und imponierte durch die tüchtigen Marschleistungen am Jagdtag und die sichere Büchse, die er führte.

Allerdings mehr noch durch seine Arbeit.

Er griff sie umfassend in der Gemeinde an. Die Schule, damals mit einem akad. Rektor, doch bloß mit 3 Lehrern, wurde verbessert und ihre Arbeit vertieft, mit der Gemeinde wurden Leseabende eingerichtet,¹ die Predigten waren eindrucksvoll, der Konfirmandenunterricht ergriff die Herzen, in die kirchliche Verwaltung wurde Ordnung gebracht. Er sah mit scharfem Auge in die Seele des Bauern hinein, erkannte seine guten und seine schlimmen Eigenschaften. So fand er und sein Haus sich im Landleben zurecht. „Ein Paradies — meinte er — ist auch auf dem Lande nicht zu suchen. . . Man entbehrt viel dabei und es bedarf einen sehr genügsamen und heitern Geist, um neben dem Nichtskönnen auch das viele übrige noch hinzuzunehmen, ohne verdrießlich zu werden. Nur an Arbeit fehlt es nicht. . . Der Bauer beschließt unendlich leicht, aber er ist auch bis zum Verzweifeln geneigt und gewöhnt, das beschlossene auf dem Papier stehn zu lassen.“² In der Vereinsamung des Pfarrers und seiner vielfachen Hilflosigkeit sah er eine große Gefahr für den Pfarrer. Mit den Pfarrern der Umgebung wurden freundliche Beziehungen angeknüpft, vor allem mit den beiden ältern Nachbarn Joh. Michaelis in Alzen († 1877) und A. Gottschling in Kirchberg († 1882). Eine wirtschaftliche Unternehmung, eine gemeinsame Mühle für die Gemeinden Beschkirch und Marpod, zu bauen, hatte nicht den gewünschten Erfolg und gab viel Arbeit, Müh und Ärgernis und hatte viel gekostet.

Aber Müllers Arbeitskraft wurde sofort auch in weitem Kreise in Anspruch genommen. Die Landeskirchenversammlung trat 1870 zu großen gesetzgeberischen Arbeiten zusammen, es sollte eine neue Ehe-, Schul- und Disziplinarordnung geschaffen werden und die Freunde der Kirche hielten Müllers Teilnahme daran für sehr wünschenswert. Im Hermannstädter Bezirk war seine Wahl nicht zu erwarten.³ Es ist

¹ Müller an M. Albert 1869: Wenns nicht regnet, kommen sie in die Kirche. Unsere Mittwochabende sind voll Menschen und Tabakrauch.

² Im selben Brief an Albert.

³ Müller an Haltrich 27. September 1869: Es ist im Hermannstädter Klerus (er meinte den Bezirk) bei Liberalismus im Grunde wahrhaft erschreckende Kleinstaaterei und Hochmut ohne Gleichen. Bei Zusammentritt der Synode 1870 schrieb er an Teutsch (8. Juni): Die Majorität wird entweder zopfig sein bis zum Tollwerden, oder dann — was noch schlimmer — in verzweifelter Resignation ins andre Extrem fallen.

Müller eine dauernde Freude gewesen, daß der Schäßburger Bezirk ihn als seinen geistlichen Vertreter hinschickte. Seine Mitarbeit gereichte der ganzen Kirche zum Gewinn, seine Beteiligung an den Beratungen war eingehend, entscheidend, vor allem auch bei der Schulordnung. Franz Gebbel schrieb über ihn nach der Landeskirchenversammlung: „Müller erwies sich als den bedeutendsten Denker und den zweitbesten Redner der Versammlung.“¹ Die Landeskirchenversammlung wählte ihn in das Landeskonsistorium und so wurde er nun ein unmittelbarer Mitarbeiter Teutschs für die Gesamtkirche, wie ers früher am Schäßburger Gymnasium gewesen war. Er trat damit auch wieder in nähere Beziehungen zu Franz Gebbel, dem Sekretär der Landeskirche, dessen Freundschaft Müller hoch hielt. So ist seit 1870 kein wesentlicher Gedanke in der Landeskirche verwirklicht worden, an dem er nicht hervorragenden Anteil gehabt. Im Landeskonsistorium und in der Landeskirchenversammlung war ihm, dem geistvollen Debatter, an schlagfertiger Logik, abgesehen vom Sekretär Franz Gebbel, niemand gleich, an scharfem Denken niemand überlegen. Seine Beweisführungen waren bisweilen so scharf, daß sie nicht überzeugten, aber sie imponierten. Er überschätzte häufig die Klugheit der Menschen, die er nach der eignen beurteilte, ließ nicht gern die letzten Folgerungen, die er aus einer Meinung zog, von vorneherein erkennen und so sah sich der weniger scharf denkende Gegner, der sich für etwas gewinnen ließ, zum Schluß zu seiner eignen Überraschung vor eine Konsequenz gestellt, die er nie gewollt und hatte bisweilen die unangenehme Empfindung, er sei übertölpelt worden. Das hat ihm nicht immer Freunde erworben, aber Furcht vor seiner Dialektik geweckt.

Das Zeugnis stellte ihm jeder aus, er war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Geisteskraft und sittlicher Stärke, der rücksichtslos für das eintrat, was er für das richtige hielt.

Er tat es auch auf dem Gebiet des politischen öffentlichen Lebens.

Er war mit unter den Helfern und Drängern gewesen, die 1868 das Sieb.-Deutsche Wochenblatt gegründet hatten, das sich die Aufgabe stellte, im schweren Kampf der Sachsen um ihren nationalen Bestand die Gutgesinnten zu sammeln, die Treuen in festem selbstlosem Ringen nach idealen Gütern zu einigen, „dem Volk den Anker zu reichen, ihn auszuwerfen in dem Sturm und einzutreiben in den Fels des Glaubens an sich selbst.“² Und Müller war einer der eifrigsten Mitarbeiter und

¹ Teutschbiographie S. 358.

² Aus den Abschiedsworten des Wochenblatts. Über Franz Gebbel s. Wittstodt im Büchlein: Die Franz Gebbelseier in Hermannstadt am 18. Mai 1880. Hermannstadt 1880. und Teutschbiographie S. 343.

Korrespondenten des Wochenblatts.¹ Alle Fragen, die unser Volk bewegten, griff er auf und was er schrieb hatte das Ziel: „Den Glauben des Volkes an sich selbst und die ewige Macht des Guten in den Genossen aufrecht zu erhalten auch fernerhin und trotz allem, was noch kommen mag!“² Daneben war er ein eifriger Korrespondent der bei Hirzel in Leipzig damals erscheinenden Wochenschrift *Im Neuen Reich*, deren Mitteilungen über unsre Verhältnisse auch heut noch Wert haben.

Zwei große Fragen haben in jener Zeit ihn wie unser ganzes Volk vor allem beschäftigt, der deutsch-französische Krieg 1870–71 und dann die versuchte Einigung unsres Volks auf dem Mediascher Sachsentag 1872.

Unsre Teilnahme und unsre Freude an dem Schicksal Deutschlands und den ungeheuren Siegen des neugeeinten Mutterlandes hatten ihren tiefsten Grund darin, daß wir hofften, es werde der neue Aufstieg des deutschen Geistes in der Welt auch unserm vielangefindeten Volkstum hier Anerkennung und Sicherung bringen, und daß überhaupt durch das neue Deutsche Reich der Gedanke der Kultur in Europa volle Förderung erfahren werde. Am 5. September 1870 schrieb Müller jubelnd:³ „Der Kaiser, der Kaiser gefangen!“, in diesen Worten konzentriert sich das größte Wort der neuern Geschichte. Deutschland hat sein Recht, groß zu sein, unwiderleglich bewiesen. Wenn es jetzt nur auch die Kunst besäße, es innerlich zu werden. Doch ist's zu hoffen, wenn Gott die Augen der Gewaltigen auch nach dieser Seite ebenso öffnet als er sie sehend gemacht hat für die Abwehr angedrohter Schmach. Ihr Glücklichen habt die große Mär 24 Stunden vor uns gewußt!“

An den Vorarbeiten für die Einigung in Mediasch nahm Müller weitgehenden Anteil. Es lieft sich nachträglich so einfach: auf dem Mediascher Sachsentag einigten sich die Sachsen über diese und jene Fragen. Was es an Mühe gekostet, wie viel Selbstüberwindung bei jedem einzelnen nötig war, wie viele Bedenken zu besiegen waren, das erkennt der Nachkommende erst aus den einzelnen Verhandlungen.

Der Mediascher Sachsentag war in erster Reihe aus dem Bedürfnis erwachsen, bei der bevorstehenden Regelung des Königsbodens (des Sachsenlandes) nicht Gefahr zu laufen, daß die Regierung, mit Berufung auf das Gutachten der Nationsuniversität selbst, „die auf Gesetzen und Ver-

¹ Schuller-Trausch: Schriftstellerlexikon 4, 139, wo Müllers Beiträge verzeichnet sind.

² Müller an Trauschensfels 20 Dezember 1867.

³ Müller an Teutsch.

trügen beruhenden Rechte“ des Sachsenlandes, die das Gesetz selbst anerkannt hatte, zu den Toten werfe. Denn das hatte die auf Grund eines „Provisorischen Regulativs“, das in ungesetzlicher Form die Regierung gegeben hatte, 1871 zusammengetretene Universität getan. Dies zu verbessern war die Aufgabe der Nationsuniversität, die 1872 zusammentrat, die in ihren sächsischen Vertretern auf den Grundsätzen des Mediascher Programms stand. Die besten Männer waren hingewählt worden, von Hermannstadt u. a. Franz Gebbel, dann Dr. W. Bruckner,¹ von Leischkirch Fr. Müller. Gerade Müller war mit der Schärfe seines Denkens, dem sichern Blick für das Mögliche in jenem Augenblick besonders zur Mitarbeit berufen. Er hat maßgebenden Einfluß auf die Ergebnisse der Universität genommen, die u. a. auch neue Grundsätze für das zu schaffende Municipalgesetz des Sachsenlandes aufstellte und zu retten suchte, was zu retten war und gut zu machen, was die vorige gefehlt hatte. Müller war es auch, der einem Antrag gegenüber, der eine Änderung der Widmungsurkunde von 1850 bezweckte und die Universität einlud, in das Schulwesen der ev. Kirche einzugreifen, energisch dessen Abweisung vertrat und durchsetzte, dabei aber in außerordentlich kluger Weise die Universität zu einer Erklärung bewog, die die Grundlage gab, daß die Widmungsurkunde kein Hindernis für die Verminderung und Zusammenziehung der Seminarier biete.²

Die wissenschaftlichen Arbeiten fanden unter der gehäuften Arbeit, die ihm insbesondere als Referenten im Landeskonsistorium erwuchs, keinen Raum mehr, wenigstens nicht zu selbständigen Leistungen. Lange Jahre hatte er Material gesammelt zu einer Bearbeitung der Reisen der ungarischen Könige nach Siebenbürgen. Anlaß, Zweck, nähere Umstände, Leben und Taten dabei sollten dargestellt werden; er hoffte damit ein Bild mannigfachen Lebens, Beiträge zur politischen und Kulturgeschichte des Landes wie der Sachsen zu liefern. Sie ist leider nicht zur Ausführung gekommen.

Dafür zwang das Prüfungskommissariat — er prüfte Jahre lang Geschichte, dann Kirchenrecht — doch immer wieder zu eingehenden Studien. Er war ein gefürchteter Prüfungskommissär, der kein ödes Reden duldete und mit seinen Fragen stets auf die Sache ging, klar, kurz, auf den fraglichen Gebieten selbst unbeschränkter Meister. Die

¹ Über Bruckner: Trausch-Schuller 4, 62. Dann Fr. Teutsch im Kraftischen Volkskalender für 1917. Ebenso eine treffliche ausführlichere Würdigung von naheher Seite im Kalender des Siebenb. Volksfreundes für 1917, S. 86.

² Die Protokolle über die Verhandlungen der Nationsuniversität sind im Druck erschienen.

innere Teilnahme an den Kandidaten trat hinter äußerer Kälte nicht immer hervor. Aber die Briefe enthalten viele Beweise, wie er mit ihnen fühlte.

Größe Mußestunden auszufüllen und die trüben Gedanken auf anderes zu lenken stellte er 1872 die wichtigsten Ergebnisse der Volkszählung mit besonderer Berücksichtigung Siebenbürgens zusammen, eine wertvolle Arbeit, die nach den verschiedensten Gesichtspunkten hier jene Ergebnisse verwertet.¹ Et numeri loquantur schrieb er auf das Exemplar, das er „dem besten Freunde“ (Deutsch) „eine Frucht trüber Tage“ gab.

Die trüben Tage aber, die ihn drückten, hatten ihren Grund nicht nur in Krankheiten im Hause, in Leid und Sorge bei Freunden und Verwandten, in den öffentlichen schweren Fragen, sondern auch in seinem Wesen, das er bezeichnete, er „gehöre nicht zu jenen organisierten Naturen, die die Dinge leicht nehmen oder, indem sie sich darüber aussprechen, ihnen den persönlichen Stachel auszureißen versuchen.“²

Und vielleicht weil er allen Ernst doppelt schwer trug, konnte er andere so warm und mild trösten.³ In seinem Gemütsleben stand neben dem Verkehr im Haus, in dem die wachsende Kinderschar die volle Liebe der Eltern täglich dankbar genoß, und neben den Beziehungen zu den drei ältesten Freunden — Deutsch, Schuster, Haltrich — der Verkehr mit den beiden Schwägern Albert und Melas.⁴ Albert, der feinfühligste Poet, der allem was die Wirtschaft an Sorgen brachte und was Rechnen anbelangt, ein Weltfremder blieb, mußte oft vor der Wucht des Schwagers den kürzern ziehn, aber in allen Fragen des geistigen Lebens, der Literatur und was mit ihr zusammenhängt, war Alberts tiefinnerliches Wesen dem Müllers verwandt. Die energische, scharfe Persönlichkeit Melas', der selbst ästhetisch-literarische Anlagen und Neigungen hatte und als Petöfi Übersetzer eine angesehenere Stellung in der Literatur sich erwarb, nahm auf Müllers politische Anschauungen und sein Urteil über die öffentlichen Zustände Einfluß. „Mir hat diesmal sogar Albert geschrieben — meldet Müller einmal nach Hermannstadt⁵ — prächtig, wenn auch

¹ Die wichtigsten Ergebnisse der durch den III. G. A. vom Jahr 1869 angeordneten und am Anfang des Jahres 1870 durchgeführten Volkszählung in den Ländern der ungarischen Krone... mit besonderer Berücksichtigung Siebenbürgens. Hermannstadt. 1872. (Ohne Verfasser erschienen.)

² Müller an Trauschensfels 8. Juni 1868.

³ Der schöne Brief an Trauschensfels im Vereins-Archiv 32, 498.

⁴ Über beide Trausch-Schuller Schriftsteller-Verikon, dann A. Schullers: M. Albert. Sein Leben und Dichten. Vereins-Archiv 28, 237.

⁵ Müller an Deutsch 9. März 1874.

wild und maßloser als es einem Dichter zusteht. Ich will ihm antworten wie einem Pfarrer zukommt.“ Als Albert einen Knaben verlor, schrieb er ihm:¹ „Gott hat dem Menschen die Tränen gegeben, daß er sie weine, wo ihm ein Weh widerfährt. Aber die Arbeit und die harte Notwendigkeit, sich in das Unabänderliche zu fügen und die Liebe zu den Übriggebliebenen und — wenn Gott auch gar gnädig sein will — der trostreiche Glaube an nicht für immer und gänzlich Verlorenhaben und einstiges Wiederfinden, werden auch an Euch ihre Wunder wirken, wie sie es Tausenden schon getan haben. Darauf harret und vertrauet und hütet Euch zu hadern, wo die Grenze unseres Rechts von unsrer Liebe so leicht allzuviel hinausgerückt wird.“ Als Deutsch einen dreijährigen Jungen verlor, schrieb Müller:² „Was muß der Mensch nicht alles entbehren lernen, ehe er dort anlangt, wo nichts mehr zu entbehren, sondern mit allem, was ihm einmal wirklich eigen geworden, sich auch für immer eins zu wissen.“ Und wenige Wochen später:³ „Bergiß! Nicht etwa das sollst Du vergessen, was in der letzten Vergangenheit Dich so schwer betroffen . . . das läßt sich nicht vergessen und es zuzumuten wäre allzu grausam. Aber vergessen sollst Du und sollen wir so manchen „lichten Tag“, der in der Vergangenheit steht und so manchen schönen Gedanken, den wir gehabt und so manches liebliche Bild, das wir von der Zukunft uns gemacht. Grau und wolken schwer hängt die Zeit über unsern Häuptern und jeder Tag bringt des Kammers mehr und wir leiden doppelt darunter, wenn wir nicht vergessen können, was ehemals gewesen und wie wir das Kommende uns gedacht. Dieses Nichtvergessenkönnen ist unser Unglück. Ich weiß nicht, ob ich es können werde; darum wünsche ich wenigstens Dir es; denn so wie wir es uns gedacht, kommt es nimmermehr. Aber ich meine es nicht allein von Ideen, sondern auch von Personen. Es kommt mir vor, als ob insbesondere auch Du viel zu viel tragen müßtest, weil Du Dich nicht entschließen kannst, zwischen Dir und Personen, die Dir einst wert gewesen, aber Deine Achtung nicht mehr verdienen, das Tischtuch offen entzwei zu schneiden und nicht länger für ihre Sünden den Prügelknaben abzugeben, den sie gewiß im stillen auslachen.“

„Wir haben niemals das „Unse“ gesucht; warum soll es auch nur scheinen, als ob Du Ursache habest, jene zu schonen, die jetzt so gemeinschädlich für alles sind, was auch uns am Herzen liegt. Das offene Lossagen von jenen heißt noch nicht Sichverbünden mit andern, die womöglich ebenso nichtswürdig sind. Es kommt mir überhaupt vor, Du

¹ 26. Februar 1872.

² 5. März 1873.

³ 23. April 1873.

wenigstens dürftest keiner Partei mehr angehören; Du hast ihren Dank dahin und — was die Hauptsache — Du bist stark genug auf eigenen Füßen zu stehen und selbst und für Dich allein eine Partei zu sein. Die Welt will heute keine bloße Verteidigung mehr mit dem Kranze schmücken; man muß aktiv, Angreifer sein, will man der Gegenwart dienen, neue Gedanken, oder auch nur in neuer Form alte Gedanken ins Feld führen, sonst wird man als unnütz und veraltet bei Seite geschoben. Der Platz, auf dem Du stehst, sonst zur Mäßigung geschaffen, ist dadurch, daß Du ihn einnimmst, anderer Art geworden, und ich wünschte nicht, daß wir auch auf dem Gebiet der Kirche und der Schule das Feuer von andern angeblasen fänden, das nun einmal brennen will und in unrechten Händen so leicht verbrennen kann.“ „Die bloße Abwehr taugt heut nirgends mehr etwas; nur die Tat hält den Mann frisch in der Achtung seines Volks und macht ihm die Wirksamkeit auf dasselbe möglich.“

Müller hatte recht, wenn er einmal über sich urteilte: „Es ist nicht meine Art Sehnsuchtspolitik nach rückwärts zu treiben, mich beschäftigt bloß Gegenwart und Zukunft.“ Zum Georgstag 1872 schrieb er an Teutsch: „Ohne einen tiefen Schmerz gibt es kein wahres menschliches Glück und so wollen auch wir wenigstens versuchen, die großen Leiden zu tragen, die unser Leben in dieser neu sich bildenden ‚Wüste‘ uns auferlegt; vielleicht daß sie ihre veredelnde Kraft auch an uns nicht verfehlen.“

Für den Siebenb. Volkskalender 1873 (Hermannstadt) hatte er über Teutsch „eine Lebensskizze von Freundeshand“ geschrieben. „Es ist mehr und weniger als ich wollte — urteilte er selbst darüber — Tribut auch des Herzens, wo eigentlich nur der Verstand hätte reden sollen. Zur Entschuldigung der Zusatz zur Überschrift. Absichtlich habe ich der Edeln keine genannt, mit denen Du in Deutschland verbunden bist. Wozu den Gegnern die Wege zeigen, die unsre Schmerzensschreie nehmen! . . . Eines fürcht ich: da wo man Dein Lob überhaupt nicht gern hört, wird man nichts als Lob mit hämischem Zweifel aufnehmen, da man doch nicht verlangen könne, daß an dem gottlob noch Lebenden bittere Kritik geübt oder die menschlichen Schwächen aufgespürt und an die Öffentlichkeit gezogen werde. Indessen man muß es doch einmal riskieren.“

Die Skizze zeigt doch vor allem auch wieder den Historiker. Die charakteristische Schilderung des sächsischen Hauses aus der Jugendzeit G. D. Teutschs und des sächsischen Geistes in jenen Tagen, die scharf umrissene Darstellung des Absolutismus in den fünfziger Jahren und

der Stellung der Sachsen zu ihm, das Charakterbild Teutschs selbst sind mit ihrem vollendeten Stil für immer wertvoll.

Das Jahr 1873 brachte ihm eine unverhoffte große Freude. Er wurde als Abgeordneter zur Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins nach Cassel geschickt. Die Fahrt führte ihn auch in die Schweiz und war ihm eine dauernde Stärkung.¹ Aus der Taminaschlucht schickte er einige Zeilen an Teutsch und Albert, die seine Stimmung kennzeichneten. An Teutsch schrieb er: „Dem treuen Genossen und Freunde langjährigen Strebens ein Blatt der Erinnerung, geschrieben am schäumenden Wirbel der Tamina, wo Ulrich v. Hutten seines körperlichen Leidens Heilung gesucht, ohne sie zu finden, aber auch ohne deshalb des geistigen Kampfes müde zu werden, der ihm das Leben und das Recht der Unsterblichkeit erschlossen hat.“ Und an Albert: „Ich möchte Dir gern einen Teil jener Zuversicht geben, mit der meine Wanderung mich in betreff unsrer eigenen Gesichte erfüllt hat, vorausgesetzt, daß wir nicht noch viel erbärmlicher werden, als wir ohnedies schon sind.“

Eine entscheidende Wendung brachte in Müllers Leben das Jahr 1874; am 27. August wurde er zum Stadtpfarrer nach Hermannstadt gewählt, am 17. September präsentiert, worauf er am 3. Oktober nach Hermannstadt übersiedelte.

Der alte Freund Bischof Teutsch war durch die Kirchenvisitation gehindert, an der Präsentation teilzunehmen, auch Vorgänge vor der Wahl bestimmten ihn, zur Feier nicht zu kommen. Müller aber schrieb an den Mitkämpfer und Genossen jeglicher Arbeit am 17. September folgenden Brief:² „Teuerster! Ich weiß, daß Deine Gedanken heute vielfach nicht bei Deinem Visitationsgeschäfte sein werden, sondern dort, wo der Freund den bedeutungsvollen Schritt der Einführung in das neue Amt tun soll, und es ist mir auch nicht ganz über allem Zweifel erhoben, ob die scheinbare Kollision der Pflichten gerade diejenige Lösung finden mußte, welche Du ihr gegeben hast. Indessen muß ich nun die Tatsache eben hinnehmen, daß Du heute hier fehlst und mich damit begnügen, Dich nur im Geist und Herzen anwesend zu wissen. So sollen doch wenigstens meine ersten Worte am heutigen Tag zu Dir gesprochen sein.

„Ich schreibe sie in der Frühe des sonnenhellen Herbstmorgens, der nebelfrei über der guten Stadt angebrochen ist, am runden Tisch

¹ Reiseerinnerungen im Siebenb.-Deutschen Wochenblatt 1873, Nr. 41 ff. Der Bericht über Cassel Nr. 38 und 39.

² Die Briefanrede in den Schreiben an Teutsch war anfangs: Guten Tag!, dann Teurer Freund, dann immer Teuerster!

im geräumigen Zimmer, das Deine Güte mir so oft eingeräumt hat, und gedenke so mancher stillen Stunde, die ich darin verlebt und in der ich zu überwinden mich bemüht, was auch auf meinen Schultern das Leben oft Schweres geladen, und dann so manches ernstes Gespräches, das wir mit einander dort geführt und in dem wir uns hinüberzuheben versuchten über den bösen Zauber der Gegenwart zu frischem Vertrauen der kommenden Zeit.

„Überall aber war es Dein zuversichtlich blickendes Auge und Deine treue Hand, die mich aufrichteten, wo ich allzutrübe auf eigenes und öffentliches Geschick blickend und müde geworden im langen Kampfe mit der eignen Not, mehr als die Pflicht erlaubt zu zagen begann — und so nur blieb ich mir selbst und der Sache, für die wir streiten, erhalten.

„Du und Dein Haus mit der rastlos und fügsam in manche Entsagung und stark in jeglichem Leide, eine rechte „Herr Pfarrerin“ waltenden Hausfrau, Ihr habt viel Wohlthat an mir getan, vielleicht mehr als Ihr ahnet, und ich würde meinem tiefsten Bedürfnis meines Herzens nicht Genüge tun, wenn ich dessen eben heute nicht gedächte, nicht auch mit Worten ihm Ausdruck gäbe.

„Ich bin bei Euch gewesen nicht nur wie der Freund, sondern wie der Sohn vom Hause und mir ist, indem ich daran denke, daß dieses jezt einigermaßen anders werden soll, wie dem Kinde zu Mute, das im Begriff den eigenen Hausstand zu gründen, auf der Schwelle des Vaterhauses steht.

„So danke ich Euch denn wie ein solches für alle empfangene Freundlichkeit mit herzlichem „Segne Euch Gott dafür!“ und bitte Gott, daß seine Gnade mit mir einziehe in die neue Heimstätte, von der aus nun mein Leben sich neu gestalten soll.

„Mir und den Meinen aber bleibt auch in Zukunft die Alten.“¹

3.

Die Hermannstädter Jahre (1874—93) bezeichnen den Höhepunkt in Müllers Arbeit. Die Gemeinde — unsre größte ev. Gemeinde — war nach seinen Worten in der Tat „eine solche, die auch dem Ehrgeiz, wenn er nicht persönlicher, sondern sachlicher Art war, einen weiten Spielraum bot, eine Gemeinde, in der man viel Gutes mit Hilfe der vielen

¹ An Rippold, Professor in Bern, schrieb er am 18. September (nach Aufzählung der neuen Aufgaben): Grund genug, bange zu werden und zu zagen, ob auch die schwache Kraft des einzelnen Mannes nur halbweg¹ ausreichen werde, der Pflicht Genüge zu leisten. Indes glaube ich an eine *vocatio divina* und damit sei denn gewagt in Gottes Namen.

treuen Helfer, die einem zur Seite standen, schaffen konnte.“ Es galt auf mehr als einem Gebiet neue Wege zu finden.

Zunächst hatte er die Freude, den einzigen Sohn, der eben das Gymnasium in Schäßburg absolviert hatte, unter seiner Anleitung einige Vorlesungen an der juridischen Fakultät in Hermannstadt besuchen zu lassen und dann innerlich mit ihm die Hochschulzeit, die der Sohn in Bern und Berlin zubrachte, zu verleben. Er hatte ihn nach Bern geschickt, weil dort Fr. Rippold lehrte, der solange er da war, für unsre Studenten den starken Anziehungspunkt bildete. Müller selbst fand dabei einen Lebensgewinn in der Freundschaft mit Rippold, die in einem inhaltreichen Briefwechsel beide förderte. Denn auch Rippold gestand, wie diese Beziehungen ihm nach allen Richtungen wertvoll gewesen seien.¹

Im neuen Amt nahm Müller eine geradezu unglaubliche Arbeitslast auf sich. Es ist erstaunlich, wie er imstande war, sogar die Matrikeln selbst zu führen und die vielen Kleinigkeiten des täglichen Verwaltungsgetriebes, die eine solche Gemeinde mit sich bringt, selbst zu besorgen. Die Predigt nahm er, wie alles, was er anfaßte, sehr ernst. Wie er einer der gewaltigsten Redner unter uns war, durch die Wucht, die er den Worten zu geben verstand, den Reichtum der Gedanken und das Mitklingen des ganzen innern Menschen, so war er auch einer unsrer bedeutendsten Kanzelredner. Dabei fielen ihm die Predigten nicht leicht. Er hat öfter darüber geklagt, daß er mehr wie einmal beim Besteigen der Kanzel gefürchtet habe, er bringe es nicht zustande und daß ihm die Predigt je länger um so schwerer wurde. Die siebziger und achtziger Jahre bezeichneten in Hermannstadt einen Tiefstand des kirchlichen Lebens in bezug auf Kirchenbesuch und es gelang Müller nicht, ihn wesentlich zu bessern, ein Beweis, wie gewissen Strömungen gegenüber die Wirksamkeit des Einzelnen ohnmächtig ist. Wenn allerdings dann bald nach Müllers Abgang ein sichtbarer Wechsel eintrat, so war das nicht zuletzt die zutage tretende Wirkung seiner seelsorgerischen Arbeit, die immer Zeit zur Reife braucht.

Wie sehr die Wirksamkeit des Einzelnen von solchen, oft unfaßbaren Strömungen abhängt, das zeigte sich auch auf dem Gebiet der Schule, wo die Mädchenschule erweitert und neu organisiert wurde, dann der Versuch gemacht wurde, auf die Elementarschule eine Bürgerschule für Knaben aufzusetzen, die aber aus Mangel an Schülern bald einging, da den Eltern das Verständnis dafür ganz fehlte. Aber sonst spürten die Schulen die fördernde Aufsicht des Stadtpfarrers. Er nahm

¹ Die Briefe Müllers an Rippold befinden sich jetzt im Besitz der ev. Landeskirche.

sich eifrig ihrer an, und bei den Visitationen der Schulen merkten die Lehrer, wie ihnen ein Meister der Schule mit Rat und Tat helfen wollte und helfen konnte. Ihre eingehende Entwicklung in jenen Jahren hier darzustellen, würde zu weit führen.

Drei große Aufgaben hat Müller als Stadtpfarrer vor allem gelöst, die für immer nicht nur mit der Gemeinde Hermannstadt, sondern mit der Geschichte und Entwicklung der Landeskirche und unseres Volkes verbunden sein werden: den günstigen Ausgang des Bruckenthalischen Prozesses, die Erweiterung und Neueinrichtung des Waisenhauses und die Gründung der ev. Krankenpflegeanstalt.

Schon der alte Gouverneur Sam. Bruckenthal († 1803)¹ hatte die Absicht gehabt, sein Vermögen als ein Fideikommiß auf seine Nachkommen zu vererben und bestimmt, daß die Bibliothek, die Bilder-, Münzen- u. a. Sammlung dem Hermannstädter Gymnasium zufallen solle, zu deren Erhaltung 36000 Rfl. gewidmet wurden. Die Stiftung als Fideikommiß war aber nach dem sächsischen Statutarrecht unmöglich, doch blieb der Gedanke in der Familie lebendig und Freiherr Karl v. Bruckenthal († 1857) führte ihn aus, indem er sein Vermögen, das aus einer Reihe von Gütern, Häusern u. dgl. bestand, die Güter vor allem Bethlen-St.-Miklos und Magyar-Benye an der kleinen Kotel, als Fideikommiß seinem Neffen Freiherrn Josef v. Bruckenthal vermachte, und nach diesem „nach dem Recht der Erstgeburt für seine männlichen Erben und Nachkommen evangelischer Religion.“ „Sollte aber“ — so lautet das Testament — „was Gott verhüten wolle, der männliche Stamm meines Neffen und Universalerben erlöschen oder seine männlichen Nachkommen dem Augsburger Glaubensbekenntnis untreu werden, so hat das gegründete Fideikommiß in andere Hände überzugehen und ist als fromme Stiftung zu gleichen Teilen zu vier folgenden Zwecken zu verwenden, nämlich:

1. als Baufond zur Erhaltung der großen ev. Kirche in Hermannstadt;
2. zur Erhaltung und Dotation des ev. Gymnasiums und Schul-lehrerseminars daselbst;
3. zur Verstärkung des Hermannstädter ev. Waisenfonds und
4. zur Unterstützung evangelischer Hausarmer dieser Stadt.

„Die Verwaltung dieses für ewige Zeiten als Stammkapital zu erhaltenden Fideikommisses übertrage ich für den oben angezeigten Fall

¹ Das Testament z. T. mitgeteilt von J. G. Schajer: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Sam. v. Bruckenthal. Hermannstadt 1848. Über Bruckenthal u. a. Fr. Teutsch: Geschichte der Siebenb. Sachsen 2, 95 ff. Über Bruckenthaliteratur. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde 1903, S. 157 f.

dem Herrmannstädter ev. Lokalkonfistorium oder Kirchenrate, . . . Um aber für alle möglichen Fälle zu sorgen, ersuche ich das jeweilige ev. Oberkonfistorium, oder den wie immer genannten Oberkirchenrat dieser Religion, die Oberaufsicht und Kontrolle über die richtige Gebarung dieser Stiftung zu führen.“¹

Im Jahr 1872 trat der vorgesehene Fall ein, der Mannesstamm des Barons Josef Brukenthal starb mit dem letzten Träger des Namens hier Hermann Brukenthal aus und nach dem Testament ging das Vermögen an die ev. Gemeinde Herrmannstadt über, damals auf rund 800.000 K geschätzt.

Da erhob ein Seitenverwandter sechsten Grades, ein Nachkomme der magyrisierten Linie des Komes Mich. Brukenthal, Sul. Brukenthal, der im Banat lebte und für den seine Advokaten auf Anteil den Prozeß führten, Anspruch auf das Fideikommiß und zeitweilig sogar auf das Museum und das Brukenthalische Palais auf dem großen Ring in Herrmannstadt, die ausdrücklich gar nicht zum Fideikommiß, sondern dem Herrmannstädter Gymnasium gehörten. Er suchte seinen Anspruch mit der lächerlichen Behauptung zu begründen, daß im Testament die Rede sei von „Nachkommen und Erben“ und unter den letztern seien auch die Seitenverwandten zu verstehen.

Die tiefere Begründung allerdings — und sie macht den Prozeß zu einem Zeit- und Kulturbild — suchte er seinen Ansprüchen damit zu geben, daß es sich hier um einen Streit zwischen Magyaren und Sachsen handle und daß von Rechts wegen dabei — der Magyare Recht behalten müsse. Von vorneherein erklärte er, daß in dieser „sächsischen“ Sache jedes „sächsische Gericht“ besangen sei und bat um Zuweisung des Prozesses an ein anderes Gericht statt des zuständigen Herrmannstädter Gerichtshofes und der Minister gab dem Begehren nach. Allerdings wurde die Verordnung später zurückgezogen, dafür aber das strittige Vermögen sequestriert, wobei offen Mißbrauch damit getrieben wurde. Der Herrmannstädter Gerichtshof konnte nicht anders als den Kläger abweisen, aber die f. Tafel in Maros-Basarhely, ein Zeichen für die durch den Nationalitätenkampf völlig verwirrten Geister und für immer ein dauernder Vorwurf für die damaligen „Richter“ in Basarhely, gab dem Kläger Recht, ja ging insofern über dessen Klagbegehren hinaus, als sie ihm auch das Haus auf dem großen Ring in Herrmannstadt zusprach, auf das der Kläger gar keinen Anspruch machte.

¹ Das Testament ist u. a. im 6. Jahresbericht des Herrmannstädter Presbyteriums mitgeteilt. 1876.

Dieses Urteil der I. Tafel in Basarhely vom 5. Februar 1878 unterlag noch der Revision der Kurie als dritte Instanz, aber die Gefahr war durchaus nicht gering, daß das letztinstanzliche Urteil am Ende das der zweiten bestätige — und dann war die ganze Sache verloren.

Müller, dem als Stadtpfarrer und Vorsitzer des Presbyteriums die Frage besonders am Herzen liegen mußte, war früher schon auf den klugen Gedanken gekommen, durch Gutachten von hervorragenden Rechtsgelehrten die Rechtsfrage an sich, unbeeinflusst von allen politischen Nebengedanken klarstellen zu lassen, zugleich auch Sr. Majestät von dem ganzen Prozeß in Kenntnis zu setzen. Im März 1875 überreichte eine Abordnung des Hermannstädter Presbyteriums unter Müllers Führung Sr. Majestät die Denkschrift in dieser Angelegenheit, der sie huldvoll zur Kenntnis nahm.¹ Müller führte ein Jahr darauf die Verhandlungen wegen den Rechtsgutachten persönlich in Pest, Wien und Berlin, wo er u. a. mit Gneist die Sache besprach. Auf der Fahrt hin konnte er die Gustav-Adolf-Versammlung in Erfurt mitmachen und in Leipzig als Gast des alten lieben Hauses H. Wachsmuth angeregte Tage genießen.² Das Ergebnis waren die Rechtsgutachten der Pester Advokaten Dr. Chorin, Fr. Rudniansky und Dr. St. Teleky vom 20. Oktober 1876, der Universitätsprofessoren in Pest Dr. P. Hoffmann, Dr. J. Saghy und Dr. Des. Szilagyi, dem spätern Justizminister, von dem das Gutachten herrührt, vom 3. Januar 1877, des Professorenkollegiums der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität am 13. März 1877 und endlich des Spruchkollegiums der Berliner Juristenfakultät vom 22. Dezember 1876. Auf die Mehrheit der Basarhelyer Richter hatte keines Eindruck gemacht, obwohl alle Gutachten ausnahmslos dem Hermannstädter Presbyterium recht gaben und die Richtigkeit und Nützlichkeit der Klage nachwiesen. Die Kurie (die letzte Instanz) entschied am 28. Mai 1878 zugunsten des Hermannstädter Presbyteriums und wies am 8. Oktober 1878 als Kassationshof die Richtigkeitsbeschwerde des Klägers ab, und nachdem am 28. November 1878 auch die Sequestration aufgehoben worden war, konnten die frommen Stiftungen in der Tat errichtet werden.³

¹ Die Denkschrift ist gedruckt im Sechsten Jahresbericht . . . über 1878 und 74 (s. unten).

² Über Wachsmuth: Rudolf Wachsmuth. Gedenkblätter für seine Freunde. Als Handschrift gedruckt. Leipzig, S. Hirzel 1891.

³ Die Akten und Daten dieses Prozesses, darunter die Gerichtsurteile und die obigen Rechtsgutachten sind gedruckt im: Sechsten Jahresbericht der ev. Gemeinde H. B. in Hermannstadt über die Jahre 1878 und 1874. Veröffentlicht von dem

Im Zusammenhang mit diesen Bruckenthalischen Stiftungen aber standen einige weitere Arbeiten Müllers: Die Neueinrichtung des Waisenhauses, die Neuordnung der Armenpflege und die Fürsorge für das Bruckenthalische Museum, vor allem die Bibliothek.

Das ev. Waisenhaus war eine Stiftung des Hermannstädter Bürgers Georg Thayß und seiner Frau Katharina geb. Flex, die 1753 fünfhundert Gulden und einen Meierhof vor dem Sagthor „zu Auferziehung evang. geborener und von ihren Eltern bettelarm gebliebener Kinder zu ihrer Ernährung und Auferziehung in der Christl.-evangelisch lutherischen Lehre“ widmeten, womit 1758 das Waisenhaus ins Leben gerufen wurde.¹ Der freundliche Sinn der Bürgerschaft hatte es nie an Spenden fehlen lassen, treue Besorger und Mithelfer hatten sich immer gefunden — der Treuesten einer Dr. J. Wächter, den Müller noch in Hermannstadt traf,² — aber das Ganze war eng und klein und mußte auf moderne Grundlage gestellt werden. Neben der Bruckenthalischen Stiftung half dazu die „Engelleiterische Stiftung“ mit, die aus dem Jahr 1827 stammte, in der Pfarrer Engelleiter († 1831) 8000 Gulden W. W. „für die ev. Bürger und Bewohner der Hermannstädter Vorstadt Josefstadt“ bestimmte.³ Die Stadt gab den Grund für den Neubau auf dem Soldisch, der 1881 in Angriff genommen und in Verbindung mit der Lutherfeier — das „Lutherhaus“ — 1883 eingeweiht wurde.⁴ Das Neue war nicht nur die äußere Neueinrichtung und Verlegung des Waisenhauses in die Mitte der sich ausbreitenden Stadt, sondern die unmittelbare Verbindung mit einer neuen Kirche (Johanniskirche) und Schule, die Unterstellung unter einen eigenen Prediger und die Er-

Presbyterium der Gemeinde Hermannstadt 1875. Dann Siebenter Jahresbericht . . . über die Jahre 1875 und 1876. Ebenda 1877. Achter Jahresbericht . . . Hermannstadt 1878 enthält die hauptsächlichsten Aktenstücke. Der Vertreter des Hermannstädter Presbyteriums war der tüchtige Landesadvokat Fr. Schneider († 1888), Schriftführer des Presbyteriums der damalige Gymnasialprofessor Heinrich Bergleiter, gest. 1903 als Dechant und Pfarrer in Schellenberg, Müllers treuer Mitarbeiter, solange er in Hermannstadt war. In Pest vertrat Landesadvokat Hodossy Amre die gerechte Sache.

¹ Dr. J. Wächter: Das ev. Waisenhaus A. C. zu Hermannstadt, seine Gründer und Wohlthäter. Eine geschichtliche Skizze. Hermannstadt 1859.

² G. D. Teutsch: Denkrede auf Dr. J. Wächter im Vereins-Archiv 16, 1.

³ Fr. Müller: Die Grundsteinlegung des ev. Bethauses, des ev. Waisenhauses und der ev. Kinderbewahranstalt auf dem Soldisch am 25. März 1882. Hermannstadt, 1882.

⁴ Die Lutherfesttage der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in Hermannstadt am 10. und 11. November 1883. Hermannstadt 1883. Darin S. 28 die Predigt Müllers bei der Einweihung.

richtung eines Kinderhortes für Kinder armer Eltern, das Ganze großzügig gedacht, in die Bedürfnisse der Gemeinde hineingestellt, in der Ausführung sparsam und mit Rücksicht auf die vorhandenen Mittel durchgeführt.¹ Der Segen der neuen Anstalt ist unermesslich gewesen.² Die ganze Neuschöpfung war ein Glied in der Kette der Arbeiten der „inneren Mission“, die Müller damit in das Bewußtsein der Kirche mit der ihm eigenen Kraft hineinstellte. Bei der Grundsteinlegung der neuen Anstalt hatte er es ausgesprochen: „Eine evangelische Gemeinde, zumal eine so bedeutende wie die unsrige, kann fortan keiner von den drei großen Aufgaben der christlichen Armenpflege sich ohne schwersten Schaden entziehen: weder der Teilnahme an der Erziehung ihrer Armentinder, noch der geregelten und zielbewußten Unterstützung ihrer erwachsenen Notleidenden, noch endlich der entsprechenden Einrichtungen für die Pflege der Kranken. Nach allen diesen Richtungen ruft die schwere Zeit auch uns immer lauter in Reih und Glied. Wir dürfen sie am allerwenigsten andern überlassen, die vielleicht bereit sind, sie zu übernehmen, oder dem Zufall, der bald die Waffen gegen uns, die Gedankenlosen, Kalthertigen fehren würde. Uns sind sie gestellt, wir, evangelische Männer und Frauen, müssen sie aufnehmen und getreu und opferwillig erfüllen, oder wir geben für uns und unsre Nachkommen auf jedes Recht des Bestehens, wir treten noch lebend in die Reihe der Toten.“

So wurde auch die kirchliche Armenpflege neu geregelt, auf die Grundsätze des Elberfelder Systems gestellt und viel harte Not gelindert.³

Eine besondere Freude machte Müller die Weiterentwicklung des Bruckenthal'schen Museums. Dazu gehörte die allmähliche Ordnung der einzelnen Abteilungen, die Aufnahme und Durchführung der Restaurierung der wertvollen Bilder und bessere Aufstellung der Bildergalerie, die Vermehrung der Sammlung durch die Gipsabgüsse und die Sammlung der „Schatzkammer“ mit ihren prächtigen Erzeugnissen der siebenb. Goldschmiedekunst. Am meisten aber lag ihm die Bibliothek am Herzen.

Seit dem Tode des Gouverneurs S. Bruckenthal war fast nichts nachgeschafft worden, so daß die Bibliothek voll Lücken war, aber das

¹ Die Kirche mußte schon 1912 erneuert werden, da sich herausstellte, daß der Grund, der teilweise in einem alten Befestigungsgraben lag, das Gebäude nicht mehr trug und die Grundmauern nicht so tief gelegt waren, wie es ausbedungen war.

² Über die Entwicklung geben die Berichte über die Anstalt Auskunft.

³ Als in Hermannstadt das städtische Armenwesen neu geordnet werden sollte und nach Müllers Anschauung die Grundlage verfehlt war, schrieb er: Zur Neugestaltung des städtischen Armenwesens in Hermannstadt. Hermannstadt 1892. Die wegweisenden Gedanken daraus sind zum größten Teil nicht verwirklicht worden.

für die Bibliothek bestimmte Kapital war zu beträchtlicher Höhe gewachsen. Die Bestimmung des Bruckenthalischen Testaments über die Einsetzung eines Kuratoriums war nicht durchgeführt worden und das Stiftungskapital in den Händen Josef Bruckenthals geblieben; am Jahres- schluß wurden die Zinsen zum Kapital geschrieben. Als K. Fuß Stadtpfarrer (1866) und G. D. Teutsch Bischof (1867) wurde, änderte sich die Sache insoweit, als beide mit ihren wissenschaftlichen Interessen auf größere Anschaffungen drängten und diese durchsetzten. Als Müller Stadtpfarrer wurde (1874) und kurz vorher (1872) der letzte Bruckenthal gestorben war, schien der richtige Augenblick gekommen, das Museum in neue Bahnen zu lenken. Das „Kuratorium“ wurde gebildet, zu dem neben dem Stadtpfarrer ein weltliches Mitglied des Landeskonsistoriums gehört, damals J. v. Bedeus,¹ der sich auch dieser Arbeit mit größter Hingabe und feinem Verständnis unterzog, und in das Müller durch Beschluß des Presbyteriums auch den Gymnasialdirektor, damals M. Guist,² später C. Albrich³ berief. Neben den Kustos, damals L. Reußenberger,⁴ später (1882—92) Martin Schuster,⁵ von 1892—95 H. Müller,⁶ wurde ein Kustos-Adjunkt angestellt und nun begannen die systematischen An- und Nachschaffungen, nachdem ein Betrag von 100 000 fl. als unangreifbares Stammkapital ausgeschieden war, aus dessen Erträgnissen die Anschaffungen und die Kosten der Verwaltung bestritten wurden. Müller selbst war die Seele des Ganzen; es ist kaum ein Tag vergangen, ohne daß er in die damals rückwärts im Hof gelegene Stube des Kustos kam und um alles sich kümmerte, auch dafür sorgte, daß später das schöne Gassenzimmer zur Arbeit für die Beamten und daneben das freundliche Lesezimmer eingerichtet wurde.

Diese Arbeit bot eine Art Ersatz für die wissenschaftliche Arbeit, die nun stark auf die Seite gedrängt wurde. Aber die Mithilfe, die sich ändern aus der nun modernisierten Bibliothek ergab, hat das wissenschaftliche Leben unter uns in der Gegenwart erst ermöglicht und es ruht nicht am wenigsten auf Müllers Arbeit an der Bibliothek.

¹ Trausch-Schuller Schriftstellerlexikon 4, 23. Fr. Teutsch im Kalender des Siebenb. Volksfreundes 1869. D. Wittstodt: Wollen und Vollbringer. Hermannstadt, Seraphin (v. J.), S. 31.

² Trausch-Schuller a. a. D., S. 150. Dr. J. Capesius in Verh. und Mitt. des siebenb. Vereins f. Naturwissenschaften 42 (1892).

³ Trausch-Schuller a. a. D., S. 9. Fr. Teutsch: Denkrede auf C. Albrich im Vereins-Archiv 39, 5.

⁴ Trausch-Schuller a. a. D., D. 353.

⁵ Ebenda S. 423. ⁶ Ebenda S. 313.

Er fand doch auch noch Zeit zu eigenen kleineren wissenschaftlichen Arbeiten.

Der Einblick in die alte in Hermannstadt vorhandene „Kapellenbibliothek“, die die Reste der Büchersammlung umfaßte, die einst das Dominikanerkloster und die Stadt besaß, sodann die Schenkungen hervorragender Männer der Stadt, endlich die alte Schulbibliothek, die über der Sakristei neu aufgestellt wurden, führten ihn zu den „Inkunabeln der Hermannstädter Kapellenbibliothek“. Er wollte den gesamten Büchervorrat bis zum Jahr 1550 bearbeiten und veröffentlichen, weil eine solche Zusammenstellung auf Ausdehnung und Richtung der gelehrten Studien im Lande vor und während der Reformation Licht zu werfen geeignet schien, dann um frühere Sammlungen nachzuweisen und endlich die schriftlichen Notizen in den Büchern zu verwerten. Der Plan ist nicht ganz ausgeführt worden, er hat nur die Inkunabeln bis 1500 bearbeitet,¹ aber der wissenschaftliche Ertrag war auch bei dieser Beschränkung ein reicher. Es zeigte sich, wie der geistige Zusammenhang mit der abendländischen Kultur, vor allem Deutschlands, schon vor der Reformation ein inniger gewesen war und mitbestimmend auf die Entwicklung der Sachsen eingewirkt hatte. Was Müllers Arbeiten überhaupt auszeichnet, die unbedingte Zuverlässigkeit, das Bauen auf festem Grund, der Wirklichkeitsinn auch in der Geschichte, kennzeichnet auch diese Untersuchung. Ein Ergebnis vor allem dieser Arbeiten waren die Mitteilungen „Gleichzeitiger Aufzeichnungen von Th. Wal, Joh. Wildt und einem Heltauer aus den Jahren 1513—1532“.²

Alte Neigung kam wieder zu ihrem Recht in den „Archäol. Streifzügen“, die er im Verein mit dem Sohn veröffentlichte. Der „Verein“ in Broos, die Jahresversammlung unsrer sächsischen Vereine im Jahr 1880, gab den beiden Anlaß, das Hatzeger Tal und die Muntscheler Burg zu besuchen und der Vater Müller berichtet in der genannten Arbeit über kirchliche Baudenkmäler jener Gegend, das Castrum Hatzeg und die Eszate bei Gredistje, kleine Abhandlungen voll Geist und Leben. Das Ergebnis der Untersuchung der kirchlichen Baudenkmäler in jenem Landesteil faßt der bedeutsame Satz zusammen: „daß daraus die Tatsache sicherer noch als bisher und auch für die deutsche Wissenschaft festgestellt wird, daß der Südwesten Siebenbürgens und auch das in sich

¹ Die Inkunabeln der Hermannstädter Kapellenbibliothek. 1. Abschnitt 1469—1500. 1. Lieferung 1469—1490 im Vereins-Archiv 14, 293. 2. Lieferung 1491—1500, ebenda S. 489 f.

² Vereins-Archiv 15, 46.

fest abgeschlossene uralte Kulturgebiet von Hageg die bleibende Er-
rungenschaft für das Christentum erst im 13. Jahrhundert geworden
und dieser Gewinnst speziell zunächst der römischen, nicht der griechischen
Form desselben zugute gekommen sei.“ Daraus wird zugleich die un-
widerlegliche Folgerung gezogen, daß auch die jetzt weit überwiegende
walachische Bevölkerung des Hageger Tals nicht vor dem 13. Jahr-
hundert dorthin eingewandert sein kann, die dann die von dem Mongolen-
einfall tief erschütterten slavischen und magyrischen Volkselemente bis
ins 14. Jahrhundert assimilierte und beiseite schob, was durch weitere
urkundliche Belege gestützt wird. Der Versuch, das Castrum Hageg auf
den Berggrücken zu verlegen, unter dem Drallyha liegt, darf als gelungen
angesehen werden. Die Fingerzeige, die er gab, in Gredistje vor allem
zu untersuchen, wie die bis noch unbekannte Begräbnisstätte beschaffen sei,
um für Ursprung und andere Fragen der Burg zu einem Endergebnis
zu gelangen, sind nicht beachtet worden. Er teilte die Ansicht Ackers
und Gooß', daß wir in dieser Burg ein Werk römischer und griechischer
Baumeister im Dienst der letzten Dakischen Könige zu sehen hätten.

Aus Ereignissen des Tages nahm Müller Veranlassung zu den
beiden historischen Arbeiten dieser Jahre. Dem aufmerksamem Beobachter
der Entwicklung konnte die steigende Macht der katholischen Kirche und
des römischen Einflusses nicht entgehen. Die Bekanntschaft Müllers mit
Prof. D. Fr. Rippold und die engere Freundschaft mit ihm und die
Kenntnis seiner Schriften ließen ihn gerade dieser Entwicklung nähere
Aufmerksamkeit zuwenden. Es wurde ein Hauptleitstern seiner politischen
Anschauungen, bei wichtigen Erscheinungen zu fragen, ob und wie ein
Faden bei bedeutsamen Ereignissen nach Rom führe. Das ließ ihn diesen
Fäden auch in der Vergangenheit nachgehn. Das Ergebnis dieser Studien
waren die „Materialien zur Kirchengeschichte Siebenbürgens und Ungarns
im 17. Jahrhundert“,¹ Abschriften vor allem aus der reichen Sammlung
Hebenesiz, der sie als Rektor des Tyrnauer Jesuitenkollegiums angelegt
(seit 1706), (jetzt in der Universitätsbibliothek in Budapest). Die kurze
Einleitung weist auf die Lücken unsrer Kirchengeschichte hin und der
Forscher auf diesem Gebiet darf die Wegweiser nicht unbeachtet lassen,
die Müller aufstellt.

Den Anregungen des Lutherjahres verdankte der Vortrag: „Gottes-
dienst in einer ev.-sächl. Kirche in Siebenbürgen im Jahr 1555“² seine

¹ Veröffentlicht im Vereins-Archiv 19, 579 ff.

² Erschien zuerst in der Zeitschrift für praktische Theologie 1884, zugleich im
E. A. in Hermannstadt, in Kommission bei W. Krafft.

Entstehung. Er führte besonders in das kirchliche und gottesdienstliche Leben der Zeit ein, gibt aber mehr als der Titel vermuten läßt. Schärfer als es bis dahin geschehen, wurde die Wandlung der sächsischen Kirche zur evangelischen Kirche des Augsburger Bekenntnisses und dann deren feste Organisierung als „ev. Kirche Augsburger Bekenntnisses“ (3. Mai 1572) dargestellt. Ob freilich St. Bathori wirklich mit der Forderung an die Sachsen, die Augsburger Konfession zu unterschreiben, „den Keim der Zerfetzung in die ev.-sächs. Kirche hatte legen wollen“, bleibt eine noch nicht ganz entschiedene Frage.

Eine große Freude bereitete es Müller, daß es möglich war, 1885 eine 2. Auflage der Sagen zu besorgen.¹ Die Sammlung war außerordentlich vermehrt, vor allem in den historischen Sagen. Der Anhang, der in der 1. Auflage über Herkunft und Verbreitung, Wesen und Wert der einzelnen Sagen, Auskunft und Erklärungsversuche der mythischen Sagen gegeben hatte, ist hier weggelassen, Notwendiges daraus in die Vorrede aufgenommen worden. Das Buch selbst aber „eine Quelle der reichsten Poesie“, ist ein Bild des Denkens und Dichtens, des Kämpfens und Leidens des sächsischen Volkes und wenn der Herausgeber sie „den deutschen Schulen in Siebenbürgen zu treuer Pflege“ widmete, so sprach daraus ebenso der erfahrene Lehrer wie der Kämpfer für sein deutsches Völkchen, der wußte, wie tief die Wurzeln liegen, die ein Volk erhalten.

Diese wissenschaftliche Tätigkeit aber war nur die Frucht von Nebenstunden, die gar karg bemessen waren. Das Hermannstädter Pfarramt bietet eine Überfülle der Arbeit, zu deren Bewältigung eine volle Manneskraft gehört. Vor allem nahmen die Verwaltungsangelegenheiten viel Zeit und Kraft in Anspruch. Durch den glücklichen Ausgang des Bruckenthalischen Prozesses kam nun die Verwaltung der Bruckenthalischen Güter hinzu und wenn sie zunächst auch verpachtet wurden, so erforderte die Aufsicht und was alles mit der Instandhaltung zusammenhing viel Aufmerksamkeit und Sorge. Und Müller kümmerte sich um alles. Vor allem war ihm das Bauen eine Lust und auf den großen Gütern gab es immer etwas zu flicken oder neu zu bauen. Bethlen St. Miklos war Müller besonders ans Herz gewachsen. Wenn er etwas Großes zu arbeiten hatte, selten auch wenn er einige Tage ausruhen wollte, ging er dorthin, wo er völlig ungestört war. Dann lauschte er morgens und abends dem schmetternden Schlag der Nachtigallen, der

¹ Siebenbürgische Sagen. 2. Auflage. Wien, C. Gräser, 1885. Als 1. Band der Siebenb. deutschen Volksbücher.

aus dem feuchten Hain vor dem Schloß zur breiten sonnigen Laube hinaufklingt, die dem Schloß aus dem 17. Jahrhundert seinen vornehmen Anstrich und sein Behagen gibt.

In Hermannstadt suchte er Erholung im Lesezimmer des Gewerbevereins, dessen ständiger Besucher er war und vor allem im „Pfarrersgarten“, der zwischen den Türmen in der Harteneckgasse gelegen, malerisch den Festungsgraben einfaßte, der einst hier die Stadt beschützte, und wo er an den Bäumen und vor allem an den Reben, die er selbst pfliegte, seine Freude hatte.

Solche Ruhetage waren allerdings selten — und doch mahnte viel körperliches Leiden dazu. Müller fühlte sich in den Jahren oft unwohl, klagte über Schwindel und Mattigkeit, daß er sogar den Gedanken erwog, von Hermannstadt in eine andre Pfarre überzugehen. Er litt vor allem durch sein ganzes Leben viel an Schlaflosigkeit. Es ist zuletzt immer wieder die Arbeit gewesen, die ihn aufrecht hielt.

Dazu gehört nicht zuletzt die Gründung der evangelischen Krankenpflegeanstalt in Hermannstadt.

Die Arbeiten der katholischen Kirche, die auch in Siebenbürgen die Zeit für gekommen hielt, weiter auszugreifen, dann das Vorbild der ev. Kirche in Deutschland, nicht zuletzt Erscheinungen und Bedürfnisse innerhalb unserer Kirche führten Müller zur Überzeugung, daß die Gründung einer solchen Anstalt in Hermannstadt notwendig sei. Schon 1881 berichtete er Rippold, er fange an, Studien über die weiblichen evangelischen Krankenpflegeanstalten zu machen, habe das eigentliche Diakonissenwesen kennen gelernt, „ohne doch den Versuch wagen zu dürfen, hier auf dieser Grundlage die Sache anzuregen. Unser Volk ist zu nüchtern, um an dieser Art von Frömmigkeit sich zu erwärmen. Ich lobe das nicht in jeder Hinsicht, aber der praktische Geistliche muß damit rechnen, wenn er für das Wesentliche die Herzen gewinnen will“.¹ Erst 1886 war er soweit, daß er eine Eingabe anregte, die zuletzt von 42 Mitgliedern des Presbyteriums und der Gemeindevertretung unterschrieben wurde, in der, von Dr. Fr. Fickeli († 1907) verfaßt, das Presbyterium ersucht wurde, zu erwägen, „ob nicht die Errichtung einer Diakonissenanstalt in Hermannstadt anzubahnen wäre“. Hierauf gestützt stellte Müller (24. Juni 1886) im Presbyterium den einstimmig angenommenen Antrag, es sei ein Bedürfnis und demnach eine Pflicht der Gemeinde, eine geordnete evangelische Krankenpflege einzuführen. Eine zufällige Gelegenheit gab Anlaß, anläßlich der Teilnahme an der Jubelfeier der

¹ Brief an Rippold vom 20. Dezember 1881.

Universität Heidelberg und einer daran sich knüpfenden Reise in Deutschland, Fühlung mit bestehenden Anstalten zu suchen. Rippold in Jena wies auf das Sophienhaus in Weimar und auf das hin wandte sich Müller dorthin.¹ Und die Großherzogin Sophie, unter deren Schutz das nach ihr benannte große und musterhaft eingerichtete Sophienhaus stand, sagte ihre Hilfe und Unterstützung zu. Allerdings nicht in der von hier erbetenen Form, daß zwei Schwestern von dort hieher zur Einrichtung uß. geschickt würden, sondern so, daß für die von hier dorthin zu entsendenden Schwestern unentgeltliche Aufnahme in das Sophienhaus und Einführung in den Beruf zugesagt wurde.

Es war jedenfalls die für uns bessere Form. Die Anregungen, die nicht nur die ersten dorthin geschickten Schwestern, sondern alle, die nun hingeschickt wurden, dort erfahren haben, haben mitgeholfen, die Anstalt zu dem zu machen, was sie geworden ist. Sie wurde in einem mit bescheidenen Mitteln errichteten, etwas zu klein geplanten und sparsam ausgeführten Neubau 1887 eröffnet, die Oberin Bertha Döbling († 1917), kam dazu im Auftrag der Großherzogin von Weimar nach Hermannstadt, eine ungewöhnlich tiefe und bedeutende Frau und die Arbeit nahm mit 3 Schwestern ihren Anfang. Und was ist aus ihr geworden! Als Lehrschule und als Heilanstalt erwarb sie sich durch Dr. Ottos hervorragende ärztliche Kunst und Wissenschaft und durch die hingebende Arbeit der Schwestern allgemeines Vertrauen und Liebe. Reichlich flossen die Spenden aus der Kirchengemeinde und die mehr als 100 000 Verpflegstage, die in den ersten 25 Jahren geleistet worden waren, waren nicht die Hauptsache; das Größte war doch, daß eine neue christliche Arbeit zulezt auch die Gemeinde zur Höhe führen half. Im Jahre 1889 schon wurde die Kinderkolonie in Salzburg eingerichtet, für die der wohlhabende Presbyter Alf. Müller († 1915) selbstlos und warmen Herzens Mittel zur Verfügung stellte, um ihr ein eigenes Heim zu gründen, fast von selbst fanden sich die Mittel durch wachsende Wohltätigkeit, die Freude der Gemeinde an der Kirche wuchs, „mit dem Wort allein ist's eben auch hier nicht mehr getan.“² Die erste Filiale konnte in Schäßburg

¹ Müller an Rippold 8. Oktober 1886: Mit Beziehung auf Ihre mündlich Dr. Fr. Teutsch gegebenen Ratschläge habe ich das hier angeschlossene Schreiben an H. Geh. Kirchenrat D. Fesse in Weimar gerichtet. . . Die Sache liegt uns sehr am Herzen und ist jetzt schon solange in Vorbereitung, daß ich um meiner Gemeinde willen wünsche, sie aus der Vorbereitung heraus zu heben. Sollte dieselbe in Weimar sich nicht verwirklichen lassen, dann bleibt uns nur noch Kaiserswert übrig.

² Müller an Rippold 29. Mai 1890. Über die Entwicklung der Anstalt geben die Jahresberichte Aufschluß, ebenso die besondern Berichte über das Waisenhaus.

errichtet werden, der Anfang einer Ausdehnung, die noch nicht abgeschlossen ist.

Und was für ein Berater und Freund war Müller den Schwestern! Ob es sich um Fragen der Anstalt oder um persönliches Leid, um Zweifel verschiedener Art handelte, er konnte raten und helfen wie kaum ein anderer.

Die Errichtung der Krankenpflegeanstalt war nur ein Glied in der größeren Arbeit, der Einfügung der Frauen in den Dienst der evangelischen Kirche. Im Anschluß an die 11. Landeskirchenversammlung, vor deren Mitgliedern Müller die Gedanken entwickelt hatte, die ihn leiteten, forderte das Landeskonsistorium, in dem Müller die Sache in die Hand genommen hatte, die Landeskirche zur Gründung eines „Allgemeinen evangelischen Frauenvereines“ auf und teilte den Entwurf von Satzungen mit. Im Rundschreiben hieß es: „Unsere ev. Kirche ist im Lauf des letzten Jahrhunderts, wie sehr sie sich sonst bemüht hat, Schritt zu halten mit andern Kirchen in allem, worin evangelisches Christentum zum Ausdruck gelangt, nach einer Seite hin doch so stark, insbesondere hinter den Schwesterkirchen Deutschlands zurückgeblieben, daß nach dieser Seite hin nicht länger zu zögern heilige Pflicht wird. Die Armenpflege im weitesten Sinne des Wortes liegt so sehr und so ursprünglich im eigensten Wesen des Christentums, daß sie versäumen von reichstem Segen sich ausschließen heißt. Nun hat es zwar auch in unserer Kirche zu keiner Zeit an fröhlichen Gebern gefehlt, und namentlich auch für solche Zwecke; aber die Verwendung dieser Gaben war nicht geregelt genug, zog die persönliche Mitarbeit zu wenig herbei und verfehlte so nicht selten ihre beste Absicht. Wir müssen deshalb nützen, was anderwärts in dieser Hinsicht geschehen und verfahren worden ist und die geordnete kirchliche Arbeit an der Linderung der zahlreichen Notstände in Haus und Gemeinde darf uns nicht länger fremd bleiben.

„Insbesondere wird hier mitzuhelfen eine ebenso schöne als echt evangelische Aufgabe der Frauen sein; eine Aufgabe, die ihnen ihre eigenste Natur, das Vorbild der ältesten apost. Kirche und das Beispiel der evangelischen Kirchen anderer Länder jetzt gleichmäßig ans Herz legen.“

Im Zusammenhang hiemit fand am 22. Mai 1884 in Hermannstadt unter dem Vorsitz des Bischofs D. G. D. Teutsch, wobei Müller Schriftführer war, in der Johannisikirche die Gründung des Vereins statt, der schon im ersten Jahre 50 Ortsvereine umfaßte, heute über 200. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, den einzelnen Ortsvereinen

das Arbeitsfeld freizustellen, je nach den bittlichen Bedürfnissen, die gesamte Arbeit aber im Hauptverein zusammenzufassen und unter den kirchlich-evangelischen Gesichtspunkt zu stellen, den der erste Jahresbericht in die Worte faßte: „Im Chor der Hermannstädter Pfarrkirche ist ein wunderschönes Bild von der Kreuzigung des Heilands aus dem Jahre 1445; die Frauen rechts unmittelbar unter dem Kreuz tragen die damals übliche sächsische Tracht. Jene Zeit hebt gern und häufig hervor, daß die Frauen, als die Jünger schon geflohen waren, am längsten unter dem Kreuz standgehalten. Es hat lange Jahre hindurch den Anschein gehabt, als ob das auf unsere Frauen keine Anwendung fände, denn soviel auch jede Einzelne Gutes tun mochte, von der Fülle ihrer Liebe gehört kaum ein ärmlicher Bruchteil gemeinsamer Arbeit eines tatkräftigen Christentums. Unser Verein will diesem den Weg ebnen, diejenigen, die ihn betreten, stärken.“

In welcher Weise es ihm gelungen, davon geben die Jahresberichte Kunde.¹ Unser Volk und unsre Kirche sind durch diese Frauenvereine um ein gut Stück stärker geworden.

In vorbildlicher Weise nahm der Hermannstädter Ortsverein die Arbeit auf, wo Müller als Stadtpfarrer nach den Satzungen Beirat war und anfangs die Gedanken gab. Es wurde zunächst ein Kurs für Kleidermachen und Haushaltung eingerichtet. Müller hatte dabei das Glück, unter den Hermannstädter Frauen Mitarbeiterinnen zu finden, für die er stets Gott dankbar gewesen ist. Vor allen: Frä. Charlotte von Dietrich² († 1916) und Frau Julie Fickel,³ und um sie geschart ein hochgemuter Kreis von Frauen und Mädchen, von denen mehr wie eine, vor allem wieder die Genannten selbst einen neuen Lebensinhalt fanden, indem sie ihre Arbeit und ihr Herz hier den „Schwestern“, dort dem Waisenhaus, der Kinderkolonie und der Armenpflege schenkten und, indem sie Andere reicher machten, selbst reicher wurden.

Unser religiöses und kirchliches Leben ist durch diese Frauenhilfe bereichert und vertieft worden und wir können uns heute weder das nationale, noch das kirchliche Leben ohne sie vorstellen.

¹ Erster Jahresbericht des Allgemeinen Frauenvereins der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen umfassend das Jahr 1884. Hermannstadt 1885. Und so dann fortlaufend.

² Marie Klein: Charlotte v. Dietrich. Kalender des Siebenbürger Volkfreundes 1905. Dann: Charlotte v. Dietrich. Zum frommen Andenken. Hermannstadt 1916.

³ Dieselbe: Frauenarbeit und Frauenvereine. Sonderabdruck aus den kirchl. Blättern 1911.

Auch sonst sorgte die Gemeinde, daß die Besten aus ihr in Presbyterium und Gemeindevertretung dem Stadtpfarrer an die Seite gestellt wurden. Auch hier zeigte sich, welche eine Kraft in der Kirchenverfassung liegt, die es in die Hand der Gemeinde legt, sich ihre Vertreter und Führer selbst zu wählen. Jahrelang stand als „Kirchenvater“ Michael Fabritius, Kupferschmied, neben dem Stadtpfarrer († 1887), ein Mann aus tüchtigstem Bürgerhaus mit männlichem Mut, redlichem Herzen, dessen verständiger Sinn das Rechte schnell fand, wo Andere noch schwankten, „im Hause fleißig, mit der Zeit und dem, was sie brachte und forderte, verständig rechnend, das Seine zu Rate haltend, für die Seinen sorgsam bedacht; außer dem Hause empfänglich, hilfsbereit, überall seinen Mann stehend, wo das Vertrauen ihn hinstellte. So war man gewohnt, ihm überall zu begegnen, wo eine bedeutende Arbeit die Treuen sammelte.“¹ Dann gleichfalls als Kirchenvater der Weißbäcker Samuel Otto († 1905), auch ein Träger alt-sächsischer bürgerlicher Überlieferung, der Vater von Dr. W. Otto. Als Waisenvater Johann Kessler, Fleischauger († 1911), eine tatkräftige Natur, dem es eine Freude war, den Waisenkindern eine Freude zu bereiten und der mit seinem großen Vermögen auch dem Waisenhaus unter die Arme griff. Neben den „Bürgern“ die besten Vertreter der literarischen Kreise: der spätere Bürgermeister G. Kapp († 1884)², Carl Albrich, Albert Arz v. Straußenburg, Franz Gebbel, R. Gebbel, — es fehlte Keiner auch bei der kirchlichen Arbeit, der im Dienst des Volkes stand. Das ist ja bisher nicht nur unser Stolz und unsre Freude gewesen, sondern eine Grundbedingung unseres Bestandes.

Zu den umfassenden Gedanken und Arbeiten Müllers in der Gemeinde kamen nun erst hinzu, die ihm aus der Mitarbeit an den Gesamtfragen der Kirche und des Volkes erwuchsen. Er hat sich diesen nie verjagt und maßgebenden Einfluß auf deren Entwicklung genommen.

Die Jahre seines Hermannstädter Pfarramts (1874—1893) fielen in die Zeit der schwersten Kämpfe der ev. Kirche und des sächsischen Volkes. Als Mitglied des Landeskonsistoriums nahm er an den ersten, als einer der Führenden an den zweiten teil.

Der Kampf der Kirche betraf in erster Reihe die Verteidigung der evangelisch-deutschen Schulen, die diese Kirche erhält und knüpfte an die staatlichen Gesetze an: Einführung des magyarischen Unterrichts in die Volksschulen 1879, Mittelschulgesetz 1883, Gesetz über die Kindergärten 1891, die staatlichen Eingriffe und Ordnungen über die Gehalte

¹ Fr. Müller: Rede am Grabe des Herrn M. Fabritius ... 12. Februar 1887.

² E. Steinacker: G. Kapp, Hermannstadt 1898.

der Lehrer. Das Ziel aller dieser Neuerungen war u. a., die konfessionellen Schulen in größere Abhängigkeit vom Staat zu bringen und vor allem, sie zu magyarisieren. Bei den Volksschulen kam dazu die fortwährende Störung durch die vielfach ungesetzlichen Forderungen untergeordneter Organe,¹ so daß jene Jahre für die Kirche Jahre voll Kampfes waren. Dabei war Müller im Landeskonsistorium, auf dem die Last der Verteidigung vor allem lag, einer der Festesten und Entschiedensten. Ihm fiel eine neue Aufgabe durch das Mittelschulgesetz zu (1883), das eine vermehrte Staatsaufsicht auch für unsere Mittelschulen brachte und ein Einfügen in den Rahmen des Staatsgesetzes in bezug auf Stundenzahl, Lehrplan u. dgl. Da 1883 Superintendentialvikar M. Fuß starb,² übertrug das Landeskonsistorium Müller die Aufsicht über die Mittelschulen, die mit dem Vikariat verbunden ist, und 1885 wählte ihn die Landeskirchenversammlung zum Vikar. Er nahm das Amt mit dem Ausdruck der Freude an, daß er im neuen Amt gerade auch auf dem Gebiet der Mittelschule tätig sein könne. Im Augenblick kam es nun darauf an, die Mittelschulen der Landeskirche möglichst ohne Schaden in die neuen Verhältnisse hinüberzuleiten. Und es ist Müllers Verdienst, daß es gelang, und daß der staatliche Einfluß nicht mehr überwucherte. Der Schulmann zeigte sich bei seinen Visitationen in jeder Richtung. Wohl war er ein Feind jeder alleinseligmachenden Methode, er bekannte, nie ein Systematiker, auch in der Theologie nicht, „ein pädagogischer Reher“ zu sein in dem Sinn, daß er glaubte, „man könnte auch in anderer Weise als der heut herrschenden, zielgerecht und nicht erfolglos“ unterrichten und daß er sich dagegen wehrte, „eine Methode mit Zwangsfurs einzuführen“.³ Aber mit den Strömungen der modernen Pädagogik war er vertraut, ein großer Verehrer von Dsk. Jäger, ein Kenner Mathias, hatte Freude an Scharrelmann. Beim Besuch der Schulen hatte er einen scharfen Blick für das Äußere, die Haltung der Lehrer und der Schüler und die Geschicklichkeit und die Vorbereitung des Lehrers. Bei den Besprechungen, die er nach den Visitationen hielt, wußte er immer das Wesen zu fassen, die Hauptsachen hervorzuheben, Nachlässigkeit und Gewissenlosigkeit, wo er sie sah, fanden keine Gnade. Und doch war er bei aller Strenge nie ohne Milde und wurde auch den Eigenheiten der einzelnen Lehrer gerecht, deren wissenschaftliche Beschäftigung und

¹ Das Nähere in Fr. Teutsch: G. D. Teutsch: Geschichte seines Lebens. Hermannstadt 1909. S. 269 ff., dann die Berichte des Landeskonsistoriums über seine Amtswirksamkeit in den Verhandlungen der Landeskirchenversammlungen.

² G. D. Teutsch: Denkrede auf Michael Fuß im Vereins-Archiv 19, 501 f.

³ Kirchl. Blätter 11. Oktober 1899, S. 188.

Fortbildung er stets zu fördern suchte. In welcher Weise er den ganzen Kampf der Landeskirche für ihre Rechte, vor allem für ihre Schulen ansah und führte, dafür liefert die große Vorstellung des Landeskonsistoriums aus dem Jahr 1886 den besten Beweis, die — ausgenommen die Einleitung — von ihm herrührt.¹

Aber Müller stand in derselben Zeit auch in den vordersten Reihen im schweren politischen Kampf der Sachsen. Es handelte sich zuerst (1876) um die Zertrümmerung des Königshodens, dann um die Rechte der sächsischen Universität, vor allem die freie Verfügung über ihr Vermögen, wie den Sprachenzwang in den neuen Komitaten, um die Verfolgung der Sachsen, die nahezu auf allen Gebieten aufgenommen worden war. Da war sein scharfes Urteil, sein klarer Blick, sein offenes Auge dem ganzen Volke von größtem Wert. Das letzte große Ziel war selbstverständlich die Erhaltung unseres Volks, seine Stärkung und innere und äußere Kräftigung. Daß solches zuletzt von den sittlichen Kräften im Volk selbst abhinge, stand den Besten unseres Volkes immer fest. Für Müller war die Politik ein Rechnen mit gegebenen Größen, ein Schachspiel, bei dem der eigene Zug stets von dem Zug des Gegners abhing. Er konnte starr und felsenhart auf „dem Gesetz“ stehen, nicht um Fingersbreite vom eingenommenen Grundsatz weichen und dann bisweilen einen Opportunismus vertreten, der in Erstaunen setzte, je nachdem er meinte, was für Sicherung des Volks und der Kirche dienlicher sei. Er ist einer der Ersten gewesen, der es erkannte und aussprach, daß die von uns seit 1868 befolgte „Gravaminapolitik“ nicht mehr zeitgemäß sei, daß die Verteidigung der Rechte, auf die Volk und Kirche Anspruch machen konnten, in andern Formen zu führen sei.

In den schweren Kämpfen der achtziger Jahre war er einer der Tapfersten und ein Führer. Als die Sachsen gegenüber den unerhörten Angriffen auf ihr Wesen und Dasein, ihre Staats- und Königstreue, sich veranlaßt fühlten, das Wort zur Abwehr zu ergreifen, das in allen Gauen in den berühmt gewordenen „Schulvereinsdemonstrationen“ erscholl, da griff Müller zur Feder und die Hermannstädter Erklärung vom 16. April 1882, die eine große politische Denkschrift und ein geistvolles tapferes Selbstbekenntnis unseres Volks wurde, hat ihn zum Verfasser. Da sie ihn und uns kennzeichnet, mag sie hier eine Stelle finden.²

¹ Vom 15. November 1886 B. 2513/1886, abgedruckt in den Verhandlungen der 13. Landeskirchenversammlung 1887 im Anhang.

² Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen und der deutsche Schulverein, Hermannstadt, 1882. Die Hermannstädter Erklärung S. 86.

„Herausgefordert durch die immer zahlreicher und heftiger werdenden Angriffe auf unsere Staats-treue in öffentlichen Blättern und Versammlungen, die ein Nachhall sind jener unerhörten Angriffe, welchen die sächsische Nationalität jüngst wieder selbst im hohen Abgeordneten-hause des ungarischen Reichstages ausgesetzt wurde, treten die deutschen Reichstagswähler von Hermannstadt in die Reihe, um nicht zu allem Anderen, was Unkenntnis oder Feindseligkeit in den letzten Zeiten auf ihr Volkstum gehäuft, auch noch den Vorwurf der Feigheit auf sich zu ziehen.

Was ihnen vorgeworfen wird, ist nicht neu und wenn die Vorwürfe und Anklagen sich im Augenblick an die bekannten Erklärungen des „Deutschen Schulvereins“ in Berlin knüpfen, so werden diese nur als ein Anlaß benützt, kräftiger zu wiederholen, was seit zehn oder zwölf Jahren schon den Siebenbürger Sachsen gegenüber zu behaupten Jedem erlaubt war und so viele sich für berechtigt hielten, daß es kaum mehr ein Wunder wäre, wenn auch ruhiger Denkende und vorurteilsloser Prüfende zuletzt beirrt würden und in unserem Volke zuletzt nichts mehr sähen, als ein Häuflein vaterlandsloser und staatsfeindlicher Landläufer.

So wollen wir denn nochmals und auch auf diesem Wege versuchen, in ernstem Worte ungerechtem Angriffe zu begegnen.

In einem monarchischen Staate äußert sich die Staats-treue, so meinen wir, nach zwei Hauptrichtungen: in der Treue zum rechtmäßigen Herrscher und seinem Hause, und in der Achtung vor den Gesetzen. Ungarn und Siebenbürgen, welches letztere, nachdem es 340 Jahre lang getrennt von jenem gewesen, seit 1867 wieder mit ihm und zwar auf Grund selbständiger und formulierter Gesetze jedes von beiden Ländern vereinigt ist, haben von jeher monarchische Verfassungen gehabt und auch die in beiden sesshaften Völkerschaften haben selten, die Sachsen niemals, andern als monarchischen Anschauungen auch in ihrer Geschichte Ausdruck verliehen. Die Treue der Sachsen zu dem rechtmäßigen Herrscher und seinem Hause ist ein Kapitel in ihrer Geschichte, das zwar auch unsäglich viel Jammer und Not enthält, aber zu denen gehört, auf welche sie auch heute noch mit Stolz zurückblicken. Die Könige Ungarns und die besten von den Fürsten Siebenbürgens und alle, die aus dem erlauchten Hause der jetzigen Dynastie seit bald zwei Jahrhunderten auch ihre Herrscher gewesen, haben ihnen über ihre Fürstent-treue so viele und so klare Zeugnisse ausgestellt, daß, da kein Mensch sie zu bestreiten vermag, auch keine Notwendigkeit ist weiter davon zu sprechen.

Die Achtung vor dem Gesetze ist im monarchischen Staate immer zugleich ein Ausdruck der Treue zum Fürsten, ohne dessen Willen kein

Gesetz zustande kommt. Doch schließt diese Achtung weder die Überzeugung aus, daß ein bestimmtes Gesetz dem Staatswohle abträglich sei, noch das lokale Bestreben, es zu ändern; und in allen konstitutionellen Staaten scheiden sich die Bürger nach den zwei großen Richtungen, von denen die eine geneizter und rascher zu Änderungen ist als die andere. Die sächsische Nation in Siebenbürgen hatte bei den weitaus meisten Veränderungen im Staatsleben mehr zu verlieren als zu gewinnen, da hier seit Jahrhunderten zu den meisten weniger die allein berechnete Rücksicht auf das Wohl aller Staatsangehörigen, als das Bestreben eines einzelnen Theiles der Bevölkerung, die anderen zu willenslosen Objekten ihrer Herrschaft zu machen, den tieferen Anstoß gegeben hat. Das schon seit Jahrhunderten stark entwickelte Nationalgefühl ist bei dem Sachsen, der gerufen von ungarischen Königen und auf bestimmten Vertrag hin hieher gekommen und eine Wüste durch seine Arbeit in Kulturland umgewandelt, und dieses Kulturland mit seiner Kraft gegen zahlreiche Feinde sich und der Krone gesichert hatte, eine ebenso natürliche Sache als bei dem Sekler, der die Grenzwehr des Landes im Osten hatte, wie er sie im Süden und Norden. Um diese natürliche Verschiedenheit des Stammes nicht zum Verderben des Staates sich auszuwachsen zu lassen, baute sich das siebenbürgische Staatsrecht bis 1848 auf die Gleichberechtigung der drei ständischen Nationen (Ungarischer Adel, Sekler und Sachsen) des Landes auf; räumte aber 1863, den Forderungen der Zeit gehorchend, den Platz der Gleichberechtigung den drei Hauptnationalitäten desselben: Magyaren, Sachsen und Rumänen.

Vier Jahre später gelang es den ersteren im Verein mit ihren Stammesgenossen in Ungarn, begünstigt durch die Ereignisse des Jahres 1866, den sogenannten staatsrechtlichen Ausgleich und zugleich die engere Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn bei der Krone durchzusetzen. Der Widerstand sowohl der Sachsen als der Rumänen gegen diese Vereinigung gehört der Geschichte an; die Landtagsakten von Klausenburg und von Pest enthalten die Dokumente über die Gründe desselben und zugleich die Zusicherungen, welche von beiden Seiten den nichtmagyarischen Nationalitäten auch in Betreff der Sicherung ihres nationalen Bestandes in dem nunmehr vereinigten staatlichen Gemeinwesen gemacht wurden. Als der König auch die Sachsen mit Reskript vom 25. Dezember 1865 einlud, den ungarischen Krönungslandtag durch ihre Abgeordneten zu beschicken, geschah es nicht ohne Hinweisung auf diese Zusicherungen, und die Thronrede vom 14. Dezember 1865 forderte die ungarische Legislative auf, das gegebene Wort einzulösen.

Niemand kann bestreiten, daß die Gesetzartikel XLIII und XLIV von 1868 — jener handelnd ‚über die detaillierte Regelung und Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens‘, dieser ‚über die Gleichberechtigung der Nationalitäten‘ — auch die Einlösung dieser den nicht-magyarischen Nationalitäten Ungarns von der Krone und den Ständen und von den hervorragendsten Führern der Magyaren gegebenen Zusicherungen sein sollten. Aber auch Niemand kann bestreiten, daß von allen Bestimmungen dieser beiden Staatsgrundgesetze, welche geeignet waren, die Sachsen in Betreff der eignen Nationalität auch nur halbwegs zu beruhigen, auch nicht eine einzige seither nicht entweder durch nachfolgende Gesetze umgestoßen oder durch Gesetzentwürfe gefährdet worden ist.

Seit der König die neue Verfassung Ungarns, zu welchem jetzt staatsrechtlich auch Siebenbürgen gehört, auch in Gegenwart ihrer Abgeordneten feierlich beschworen, haben die Sachsen wohl gegen manchen neuen Gesetzentwurf in loyaler Opposition sich befunden, aber weder im Inlande noch im Auslande irgend etwas getan, was als staats- oder verfassungsfeindlich bezeichnet, oder als Aufreizung fremder Staaten gegen den eigenen oder dessen Herrscher und daher als Untreue angesehen werden dürfte.

Wäre die Regierung und Gesetzgebung des Vaterlandes in jenem Geiste den nichtmagyarischen Nationalitäten gegenüber verharret und vorwärts gegangen, den die Akte von 1867 und 1868 ausdrücken, in dem Geiste Franz Deaks, der noch 1872 im hohen Abgeordnetenhaufe sein Programm in dieser Hinsicht in die unergessenen Worte faßte: ‚wenn wir die nichtmagyarischen Nationalitäten gewinnen wollen, so dürfen wir sie nicht magyarisieren wollen, sondern müssen ihnen die ungarischen Zustände lieb machen‘: — so würde selbst jene Opposition, die nicht im Wesen des sächsischen Volkstums liegt, nicht oder weniger scharf zum Ausdruck gelangt sein, und hätten dadurch auch unsere Stammverwandten außerhalb des Reiches weniger Anlaß gehabt, besorgt zu werden, daß in Ungarn und Siebenbürgen, entgegen dem Wortlaute schützender Grundgesetze, das Deutschtum durch die Verwaltung und die magyarische Gesellschaft und durch die von beiden unausförllich und immer drängender geforderte ‚Korrektur‘ jener Gesetze durch die Parlamentsmehrheit in eine Stellung gedrängt werde, die ihm nur die Wahl mehr übrig ließe, sich völlig und bis auf die jedem Ehrenhaften ehrwürdigen Familiennamen hinab zu magyarisieren oder eine Flut von Verdächtigungen seines Vaterlandsgefühles auf sich zu nehmen, wie sie

feinem Menschen gleichgültig sein, keinen mit den bestehenden Verhältnissen versöhnen können.

Mußten jene Erfahrungen in den Stammesgenossen nicht das bittere Gefühl erwecken, daß dieselbe Grundursache, welche gegenwärtig in Oesterreich die Deutschen den slavischen Anfechtungen preisgibt, in Ungarn die letzten Folgerungen aus dem in den Gesetzen bereits zur Genüge gesicherten politischen Übergewichte der Magyaren über die Nichtmagyaren zu ziehen sich beeilte, und gleichzeitig die Frage an sie stellen, warum dieses in einem Augenblicke geschehe, wo doch öffentlich die Freundschaft beider Reiche einen seit lange nicht dagewesenen intimen Charakter der Welt zeige und allein den Frieden Europas sichere?

Seit zehn Jahren kämpfen wir Sachsen in Siebenbürgen beharrlich, aber loyal für nichts als für die Ausführung der Gesetze in dem Geiste, in welchem sie gegeben wurden, gegen Diejenigen, die sie gegeben und für die Wohlfahrt aller Bürger des Vaterlandes für notwendig hielten, während sie gegenwärtig dieselben nicht eilig genug ändern zu können vermeinen.

Diese Gesetzes-treue wird uns als Staatsfeindlichkeit aufgemessen, als ob nur in der ruhelosen Umänderung der Gesetze je nach den augenblicklichen Strömungen im Gefühlleben der Völker und Parteien sich die Staatsfreundlichkeit bewähre!

Kaum hatte das Unionsgesetz von 1868 in den §§ 10 und 11 die Bedingungen des politischen Fortbestandes der sächsischen Nationalität in Siebenbürgen feierlich und förmlich festgestellt, als auch schon das Gemeinde- und das Municipalgesetz und was noch an beide sich anschloß (Gesetzartikel XII und XXXIII von 1876), diesen politischen Fortbestand bis auf die letzten kümmerlichen Reste fortschaffte. Kaum hatte dasselbe Unionsgesetz § 14 die Autonomie der siebenbürgischen Landeskirchen mit neuen Garantien umgeben, als der Anlauf schon gegen dieselben begann, der im Gesetzartikel XXVIII von 1876 über die Volksschulbehörden und im Gesetzartikel XVIII von 1879 über den magyarischen Sprachunterricht in den Volksschulen seine ersten Siege feierte und im Mittelschulgesetz-entwurfe seit Jahren neue zu feiern jede Regierung bedrängt.

Das Nationalitätengesetz von 1868 läßt den nichtmagyarischen Sprachen neben der Staatsprache zwar nicht die Gleichberechtigung seiner Überschrift, aber doch noch einen Platz auch im Amtsverkehr der Behörden. Die Prozis hat hierzulande diesen Platz bereits auf die Familie und die Kirche und deren Schulen eingeengt: die Vertretung vor Gericht, die Verteidigung des Angeklagten ist nur in der Staatsprache gestattet,

das Urtheil wird nur in dieser hinausgegeben; die Steuervorschreibung, sowie alle gerichtlichen Kundmachungen erfolgen nur in ihr; selbst die Tagesordnung der Komitatsversammlung in fast ganz deutschen und romanischen Kreisen wird in keiner anderen mitgeteilt, — gegen das Gesetz. Beschwerden bei Regierung und Reichstag haben nur zu verschärfstem Vorgehen der dienstfertigen Beamten geführt. Keinem anderen kommunalen oder kommunalen Vertretungskörper gegenüber, denen der Wortlaut des Gesetzes die Autonomie zuschreibt, würde man den von einer verschwindenden Minderheit „Gewählten“ zum Bizegessen eingesetzt haben, oder die vom Gesetz (Artikel XII von 1876) unzweifelhaft garantierte „Verfügung“ über ein korporatives Vermögen in der Praxis der Regierung dahin zu deuten versuchen, daß nicht mehr der gesetzliche Eigentümer, sondern tatsächlich und ausschließlich die zur bloßen „Aufsicht“ berufenen Regierungsorgane darüber verfügen. Und eben weil auch der letzte Mittelschulgesetzentwurf, ebenso gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes, die deutsche Sprache auch aus dem letzten deutschen Gymnasium zu verdrängen geeignet ist, nicht, wie grundfalsch verbreitet wird, weil die Erlernung der Staatsprache darin gefordert werde, die auch wir für notwendig halten und tatsächlich in allen unseren höheren Schulen schon seit Jahren als obligaten Unterrichtsgegenstand eingeführt haben, oder darin der Regierung überhaupt die Einsicht und Oderaufsicht auch über sie zufalle, die wir niemals verwehrt haben, widerstreben wir ihm.

Ist es so wunderbar, daß man es als unnatürlichen Undank zu brandmarken berechtigt wäre, wenn dem gegenüber die Sachsen in Siebenbürgen nicht schweigen, sondern überall dort reden und klagen, bitten und warnen, wo kein Gesetz weder der Natur, noch des Staates dem Bedrängten heutzutage zu reden verwehrt? Oder wäre nur uns nicht erlaubt, was der Geist unseres Jahrhunderts jeder Nationalität erlaubt, was die politisch höchststehende unseres eigenen Vaterlandes sich selber überall erlaubt und erlaubt, wo irgend in benachbarten Staaten Glieder ihres eigenen Volkes mühevoll ihr Volkstum erhalten!

Und wenn dieses Gefühl nicht von allen Deutschen in Ungarn mit derselben Lebhaftigkeit zum Ausdruck gelangt, wie von unserer Seite, ist das etwa ein Wunder? Die Stammesgenossen im eigentlichen Ungarn haben eine andere Geschichte als die Sachsen in Siebenbürgen; niemals oder nur ganz vorübergehend vom Königreiche getrennt, seit sie eingewandert sind, empfangen sie in der That auch einen reichen Anteil an dem Guten, was die Zugehörigkeit zu einem großen und kräftigen politischen Gemeinwesen naturgemäß mit sich bringt, und wenn heute zum Danke dafür die Auf-

gebung alles dessen von ihnen begehrt wird, was die Rationalität im engeren Sinne des Wortes ausmacht, so mögen sie mit dieser Forderung sich in ihrem eignen Gefühl und Gewissen zurecht finden. Wenn aber die gleiche Forderung an die Sachsen gestellt wird, fast unmittelbar, nachdem ihnen in Verträgen und Gesetzen das Gegentheil zugesichert worden, nachdem sie kaum erst nach vielhundertjähriger Trennung den Versuch zu machen in der Lage waren, sich in durchaus neue und schwierige politische Verhältnisse hineinzugewöhnen; oder wenn jene Forderung nicht offen gestellt wird, so doch alles geschieht, um sie zu erreichen; wenn man dies tut und sie als geduldete Fremde im Lande bezeichnet und behandelt, in dem Lande, das sie mit ihrem Schweiße erworben und mit ihrem Gut und Blut gegen so manchen Erbfeind verteidigt, ohne wenigstens um der Billigkeit willen zu bedenken und zu gestehen, daß Ungarn länger als drei Jahrhunderte hindurch für dieses Land und seine nichtmagyarische Bevölkerung keinerlei Opfer gebracht, ihre Kultur, soweit sie heute vorhanden ist, in jeder Hinsicht eine eigne ist, — dann sollte man es nicht so verdammenswert finden, wenn wir, entschlossen, festzuhalten an unserer deutschen Rationalität, uns nur mit sehr vorsichtigem Vertrauen jedem neuen Gesetzentwurfe gegenüber verhalten, und gewohnt, die einmal bestehenden Gesetze zu achten, doch begehren, daß auch andere diejenigen achten, welche wir als zum Schutze unserer Rationalität gebracht in den vaterländischen Gesetzbüchern finden.

Und wenn wir in dieser uns aufgedrungenen Stellung uns freuen, den Sympathien der Stammesgenossen auch außerhalb des Staates, dessen Bürger wir sind und bleiben wollen, zu begegnen und ihrer Försprache bei denen, welche die Macht über uns in ihrer Hand haben: so vermögen wir, da der Ausdruck dieser Sympathien diejenigen Grenzen beachtet, welche das Völkerecht aufstellt, auch darin nichts zu finden, was irgend jemanden in der That berechtigte, über uns oder jene den Stab zu brechen, wie es diejenigen tun, die heute die Resolution gegen den 'Deutschen Schulverein', mit Berufung auf ihren zum Teil noch sehr jungen ungarischen Patriotismus, in die Welt senden.

Wir ziehen aus dem Gesagten die Summe in folgender

Erklärung:

Wir verwahren uns gegen jede Verdächtigung unserer Staatsstreue und weisen mit Entrüstung jeden Versuch zurück, uns und die Sachsen in Siebenbürgen überhaupt als Feinde des ungarischen Staates hinzustellen. Unsere Treue gehört den Gesetzen dieses Staates und seinem rechtmäßigen Herrscher, unsere Liebe dem Vaterland.

Aber wir, die wir Bürger Ungarns sind und Deutsche bleiben wollen, weisen mit derselben Entschiedenheit zurück auch jene, jetzt allenthalben und je länger desto ungerechter und zudringlicher herantretenden, die Gewissen richtenden Bestrebungen, welche, mißachtend zu Recht bestehende Grundgesetze eben dieses Staates, in dem Festhalten der eigenen Nationalität, soferne diese nicht die magyarische ist, und in jedem noch so loyalen Bemühen, die Bedingungen des Bestandes dieser Eigenart und ihrer Kultur in diesem Lande zu erhalten, nur den Ausdruck der Feindseligkeit gegen den ungarischen Staat oder Mitbürger anderer Zunge erblicken wollen, und durch solche Verkennung und Verleumdung vielmehr selbst dem Vaterlande schwere Wunden schlagen und die Ruhe und den Frieden unter seinen Bewohnern verschiedener Sprache hemmen und gefährden.

Wir wünschen diesen Frieden von Herzen und den nur in ihm möglichen Segen für Alle. Beide werden nicht gestört weder durch das Verhalten unserer Reichstagsabgeordneten in dieser Sache, denen wir hiemit unsere dankbare Zustimmung freudig aussprechen, noch durch die in seinen Statuten ausgesprochene Absicht des „Deutschen Schulvereins“ in Berlin, die Deutschen außerhalb des deutschen Reiches dem Deutschtum zu erhalten, da er diese Erhaltung nirgends anders wünscht, als in Treue gegen den Staat, dem sie angehören; und darum beklagen wir die Tatsachen, welche den Anlaß seiner Erklärungen boten, — aber wir können den Ausdruck seiner Sympathien nur dankbar empfangen.

Eintracht und Segen werden da sein in unserem Lande, wenn diejenigen, welchen die Macht in die Hand gelegt ward, sich für verpflichtet halten, sie auch zum Schutze derjenigen Gesetze und gesetzlichen Bestimmungen anzuwenden, welche die Weisheit der Gesetzgeber noch vor kurzem geschaffen, damit in dem Lande, in dem nun einmal nach dem Willen der Vorsehung mehr als eine Sprache lebt und mehr als ein Volksstamm wohnt, jeder diese Eigenart behalten und dennoch das Land lieb haben könne, in Allen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein der Pflicht gemeinsamer Arbeit zu gemeinsamer Wohlfahrt geweckt und unauslöschlich erhalten werde.

Diese Ideen erhalten jeden Staat, sie haben sich auch in dem ungarischen als die erhaltenden in der Vergangenheit erwiesen. Wir, die wir noch an seine Zukunft und an unsere Zukunft in ihm glauben, lassen die Zuversicht, daß sie wieder zu Ehren kommen werden, nicht fahren.“

Wie sehr es den Sachsen und vor allem ihren politischen Führern mit der Erklärung der Staatsstreue und dem Entschluß, Frieden mit

dem Staat zu finden, ernst war, bewiesen sie durch ihre Haltung bald nach diesen Erklärungen. Ein dauernder Kampf mit der Macht des Staates stellte die Sachsen vor die Gefahr, aufgerieben zu werden. Einige Wahlkreise fingen an, von der Gesamtheit sich loszulösen und eigne Wege zu gehen, es drohte Uneinigkeit und zunehmende Zerfetzung in den Reihen der Volksgenossen. So reifte der Gedanke des Sachsentags. Zu den entschiedensten Vorbereitern hat Müller gehört, dessen Schwager H. Melas, der politische Führer in Schäßburg, der erste Anreger des Gedankens gewesen ist. Der führende um Bischof Teutsch gescharte Kreis in Hermannstadt, dessen einflußreiches Mitglied Müller war, zu dem Dr. C. Wolff, Albert Arz u. A. gehörten, nahm ihn auf, und so ist das „Sächsische Volksprogramm“ vom 17. Juni 1890 vom Sachsentag in Hermannstadt beschlossen worden.¹ Es bezeichnete den Beginn der neuen politischen Haltung der Sachsen, die nun nicht in grundsätzlichem Kampf sondern im Einverständnis mit der Regierung die Sicherung unsrer nationalen Zukunft versuchte, dabei aber nichts von den Bedingungen, die dafür notwendig schienen, aufgab. Es hat auch von da weiter nicht an mannigfachen und schweren Kämpfen gefehlt, aber es war doch ein Anfang der Verständigung. Müller faßte am Abend bei der Zusammenkunft, die sich an die Tagung angeschlossen, die Ergebnisse des Tages dahin zusammen: die neue Arbeit, die zugleich auch einen Kampf bedeute, solle nicht unternommen werden nach dem Grundsatz der alten Strategie in geschlossener Phalanx, sondern nach den Regeln der neuen Strategie: getrennt marschieren, vereint schlagen und die Reserven zusammenhalten. Diese Reserven seien nicht die Reichstagswähler, auch nicht die Tausende, die hinter diesen stehen, auch nicht die Frauen, die mit so großem Erfolge mit in die gemeinsame Arbeit für die höchsten Güter des Lebens eingetreten, sondern einmal das Recht, nicht das urkundliche auf dem Papier, sondern das Recht, das uns tief ins Herz eingeschrieben ist, die Eintracht und der starke Entschluß, auf allen Gebieten fruchtbarer Arbeit nicht nur fortzufahren, sondern unsre Kräfte zusammen zu fassen und das felsenfeste Vertrauen, daß unsers Dichters Wort wahr bleibe: „Hier stirbt der Deutsche nicht.“ Ferner die Erwartung, daß die Worte, die hier gesprochen worden und das beschlossene Sächsische Volksprogramm dort ein Verständnis finden würden, wo wir bisher nicht verstanden worden seien. Wer nach alle dem, was hier gesagt worden sei, es uns nicht glauben wolle, daß wir dieses unser

¹ Fr. Teutsch: Teutschbiographie S. 404 ff. Derselbe: Die Siebenb. Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916. S. 269.

Waterland lieben, mit dem sei weiter nicht zu reden. So möge denn der Friede, den wir unter einander geschlossen, ein Schritt sein zu dem Frieden zwischen uns und der führenden Nation und allen andern Nationen, die in diesem Staat leben, bestimmt dafür zu sorgen, daß dieser Staat dauere und bestehe!¹

Die öffentlichen Angelegenheiten nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, die Sorge um sein Volk füllte seine Seele. Da konnte er ein harter Richter über Personen und Verhältnisse werden, die ihm schädlich erschienen und bitter erklären: „Unsre hauptsächlichste Eigenschaft ist die Trägheit“² und aufrichtig an Albert³ schreiben: „Wir, die wir gar Andre erziehen sollen, daß sie wieder geschickt seien, die wechselnden Geschlechter stark zu machen, die „Welt zu überwinden“, wir dürfen doch niemals so kleinmütig sein, so das Beispiel dessen geben, daß wir so wenig noch zu eigen haben, was wir andern predigen. Niemand wird uns mit Recht tadeln, wenn wir schweren Kampf zuweilen kämpfen, aber wenn wir ihn nicht in Ehren bestehen, so sind wir gerichtet und unsre Worte sind Wind.“

Er hätte die Schwere der Zeit und der Aufgaben, die gerade auch auf ihm lagen, kaum getragen, wenn ihm nicht das Geschick eine Reihe von Freunden geschenkt, die dabei halfen. Der nächste war Bischof Teutsch. Es gab auch zwischen ihnen bisweilen nicht nur Meinungsverschiedenheiten, auch Reibungen harter Art, aber zuletzt galt es auch von Müller, was er allgemein von Teutsch sagt: „Die deutsche eigenwillige Natur bäumt sich hin und wieder auf gegen solche Übermacht eines Einzelnen und nimmt sich vor, ihn nicht immer Recht behalten zu lassen. Aber Auge in Auge mit diesem Mann, dem Gewicht seiner Gründe gegenüber und vor der Reinheit seiner Gesinnung und der Kraft seines sittlichen Ernstes haben wir zuletzt doch uns Alle gebeugt und hoffentlich nicht bloß für heute erkannt, daß wir verloren sind, sobald wir die Einheit einer solchen umsichtigen, aber auch unverzagten, ehrlichen, allzeit aufrechten Führung nicht mehr ertragen können.“⁴ Die Freundschaft beider, die zur gemeinsamen Arbeit im Dienst von Volk und Kirche geführt, trug für uns die edelsten Früchte; es hat in jenen Jahren nichts gegeben, das die Beiden nicht zusammen beraten und erwogen haben. Bei der Feier des

¹ Der Siebenb. Sachsentag in Hermannstadt am 17. Juni 1890. Hermannstadt 1890, S. 13.

² Müller an Albert 17. Januar 1889.

³ Ebenso 28. Februar 1888.

⁴ Fr. Müller: Rede aus Anlaß der Beerdigung . . . des Bischofs Dr. G. D. Teutsch . . . Hermannstadt 1893, S. 9.

70. Geburtstages des Bischofs, die Volk und Landeskirche am 12. Dezember 1887 in Hermannstadt beging, rühmte Müller vom ältern Freund: er sei eine Geschichte oder eine Summe von Gedanken, die keiner Auslegung bedürfen, er bedeute Ehre und Treue, wer ihn angreife, greife uns an.¹ Ein Teil seines Lebens war in dem des Freundes eingeschlossen. Ungetrübt dauerte die Freundschaft mit Fr. W. Schuster und Haltrich. Deutsch, Müller und Haltrich hatten aus der Schäßburger Zeit die Gewohnheit beibehalten, sich gegenseitig, immer die beiden andern dem dritten, zum Namenstag ein Buch zu schenken mit einigen Worten beziehungsreicher Widmung, die eingeschrieben waren. Sonst war der persönliche Verkehr, besonders seit Haltrich in die Pfarre nach Schaaß gekommen (1872), geringer geworden, aber Haltrich war ein eifriger Brieffschreiber und so blieben die Beziehungen aufrecht. Er war der erste, den der Tod 1886 aus dem Kreise, zum tiefen Schmerz aller, die ihn kannten, abrief.² In Hermannstadt aber zählte Müller die Besten aus dem Kreis, der um Deutsch sich scharte, zu Freunden, vor allem Albert Arz v. Straußenburg, an dem er als junger Student in Klausenburg zuerst seine Erziehungskunst erprobt hatte, dann dessen Schwager R. Gebbel und den Sekretär der Landeskirche Franz Gebbel, der leider schon 1877 starb, daneben G. Rapp, mit dem er verwandt war und Karl Wolff, sein einstiger Schüler vom Schäßburger Gymnasium, in dessen Hand nach Gebbels Tod allmählich die Leitung unsrer Politik kam.³ Dann vor allem seine beiden Schwäger W. Albert und H. Melas.⁴ Es waren dunkle Schatten auf dem Lebensweg, als bald nach einander 1893 Albert und 1894 Melas starben, nachdem 1891 eine Tochter gestorben, die zwei Kinder hinterließ, deren sich die Großeltern annehmen mußten, als der Vater gleichfalls starb.

Und 1893 (2. Juli) starb Bischof Deutsch. Es ist mir unvergeßlich, wie Müller an jenem Sonntag, wo er in Salzburg gewesen war, abends als er bei der Heimkehr die Todesbotschaft gehört, ins Bischofshaus kam. Am Sterbebett, in dem der Tote lag, kniete er nieder, legte das

¹ Teutschbiographie. S. 503.

² G. D. Teutsch: Denkrede auf Jos. Haltrich. Vereinsarchiv 21, 203.

³ Über die Genannten näheres in der Teutschbiographie, dann in Trausch-Schuller Schriftstellerlexikon 4 Bd. Fr. Teutsch: Denkrede auf A. Arz. v. Straußenburg im Vereinsarchiv 30, 141. Über Franz Gebbel: Die Franz Gebbelfeier in Hermannstadt 1880. Hermannstadt 1880, darin S. 9 Wittstods Denkrede. E. Steuader: Gust. Rapp. Hermannstadt 1898. Über Dr. Wolff: Die Karpathen (Kronstadt) Aprilheft Nr. 13, 1910.

⁴ Über Albert siehe A. Schullerus: Mich. Albert. Sein Leben und Dichten. Vereinsarchiv 28, 237. Über Melas Trausch-Schuller a. a. O. S. 282.

Antlitz in die Hände und weinte und schluchzte wie ein Kind — „45 Jahre sind wir zusammen gewesen.“ In der Rede bei der Beerdigung strömte seine ganze Liebe zum Freunde aus.

4.

Am 21. September 1893 wählte die Landeskirchenversammlung Müller zum Bischof — es war von vorneherein innerhalb der Kirche darüber kein Zweifel gewesen, 238 Presbyterien hatten ihn vorgeschlagen, sämtliche Bezirke ihn kandidiert, er galt seit Jahren als Teutschs Nachfolger. Es fiel ihm nicht leicht, das Amt anzunehmen, der 65 Jahre alt bekannte, „nicht mehr in der vollen Kraft der Lebenstage“ zu stehn. Aber hier mußte wieder einmal der Gedanke der Pflicht reden und da war von vorneherein die Sache entschieden. In den warmen Worten, mit denen er die Wahl annahm, sagte er: „Ich glaube an die Zukunft und den Fortbestand unsrer Landeskirche, weil ich glaube an das Evangelium, von dem der Herr gesagt hat, daß die Pforten der Hölle es nicht überwältigen werden, glaube, daß so wir nur auf diesem Grunde stehen bleiben, auch unsre Kirche sicher stehen wird auf dem Grund, von dem wieder Gottes Wort sagt, daß einen andern Grund niemand legen kann als der gelegt ist: Jesus Christus.“ Und von den Aufgaben, wie sie vor ihm standen, sprach er: „... mir ist, als ob wir vielleicht so eben weniger berufen seien und verpflichtet, an den Außenwerken unserer Kirche kampfbereit zu stehn, ... als dazu, die Verteidigungswerke unsrer Kirche nach innen auszubauen und nach jener Seite weniger einen Umbau unsrer Kirchenverfassung, als schrittweise den Ausbau derselben ins Auge zu fassen.“¹

Die königliche Bestätigung erfolgte schon am 5. November und am 11. Januar 1894 legte Müller in der Wiener Hofburg den Treueid in die Hände Sr. Majestät ab, wobei eine ev. Bibel, wohl überhaupt zum erstenmal, in die Hofburg kam, auf die der Bischof beim Schwur die Hand legte. Sie war aus der nahen Kirche in der Dorotheergasse hingebracht worden. In der darauf folgenden Audienz war der Herrscher von außerordentlicher Freundlichkeit, sprach wärmste Worte über den Vorgänger und entließ den neuen Bischof mit der Aufforderung, wenn die Kirche etwas wünsche, solle er sich vertrauensvoll an Ihn wenden. Das Amt hatte Müller sofort nach der Wahl angetreten, die feierliche Einführung erfolgte vor der Landeskirchenversammlung am 11. November

¹ Verhandlungen der 16. Landeskirchenversammlung 1893. Hermannstadt 1893, S. 15.

1894; Müller predigte in seiner gewaltigen Weise: „Wenn du mich demütigst, o Herr, so machst du mich stark“ (1 Petr. 5, 6—9)

Es war rührend, wenn er, was bei einem solchen Wechsel des Amtes natürlich ist und reichlich von andern besorgt wird, auch selbst sich mit seinem Vorgänger verglich, von dem er meinte, daß dessen hervorragende Persönlichkeit mit ihrem vollen Zauber ein Hauptgrund der Liebe und Hochachtung und Wirkung gewesen, die Deutsch gefunden und dabei empfand, wie solches ihm nicht in gleichem Maß zuteil geworden. Er beklagte, daß ihm „die Fähigkeit fehle, sich auch in einem weniger gewohnten Kreis von Menschen frei und ansprechend zu bewegen und indem man andern gibt, was sich gebührt und sie erfreut, zugleich selbst sie und ihren Umgang für die eigne Bildung zu verwerten... Auch in dieser Hinsicht hat Gott nicht allen Menschen die gleichen Wege gewiesen und dieselben Aufgaben gestellt, und seine eigne Natur zu erkennen und die Grenzen derselben zu achten, ist hohe Weisheit.“¹ Seine übertragene Persönlichkeit trat nicht bei der ersten Begegnung in ihr volles Licht. Dem Nähertretenden nur entfaltete sich ihre Tiefe.

Die Landeskirchenversammlung setzte ihm als Kurator Albert Arz v. Straußenburg, als Vikar H. Wittstock an die Seite. In A. Arz begrüßte er den einstigen Schüler und indem er der Vergangenheit gedachte, sagte er: „Wie ich mich freue, für das neue Amt Sie wieder an meiner Seite zu treffen, ich kann es kaum sagen. Viel Gemeinsames haben wir seit jenen Tagen erlebt, auch viel Gemeinsames ist in unsern Lebensgeschicken und Lebenserfahrungen gewesen. Wir sind beide erzogen worden und gewachsen und gereift an der Freundschaft zweier Männer, deren Einem Ihnen vielleicht etwas näher zu stehen vergönnt gewesen, dem Andern mir, an deren Beispiel und Vorbild wir uns erhoben — Franz Gebbel und G. D. Deutsch. Es ist nicht anders möglich, als daß diese Gedanken heute in unser beider Herzen lebendig werden. Die Kirche hat heute ihr höchstes Amt für einen Weltlichen an Sie übertragen, das verantwortungsvollste; wir müssen solchem Ruf folgen. Die Kirche führt den Bischof feierlich in das Amt ein und der Bischof leistet der Kirche den Amtseid; für den Kurator hat sie solches nicht vorgeesehen. Aber in den Herzen aller ist gewiß, dem Namen A. Arz gegenüber braucht es keinen Eid. Er ist an sich eine Gewähr, daß er weiß, welche Schätze in der ev. Kirche für sie und unser Volk beschlossen sind, er hat bisher diesen Aufgaben gelebt und wird es auch weiter tun, und wir werden Ursache haben, uns allezeit gern zu erinnern des

¹ Brief an Rippold 17. April 1876.

Augenblicks, wo wir ihm das Ehrenamt gegeben".¹ Als U. Arz leider nach wenigen Jahren (1901) starb,² da klagte er, das Herz voll Weh um ihn und zeichnete ihn als „den Mann mit dem Herzen eines Kindes und dem Kopf eines Weisen; den Mann, der ehrlich und zuverlässig durch und durch, doch so weltmännisch und liebenswürdig war, daß auch wer etwa seine Meinung im einzelnen Falle nicht teilte, sein Feind nicht werden konnte; den Mann, der ohne eine Pflicht zu verletzen oder zu versäumen, die seltene Gabe so reichlich besaß, Gegensätze auszugleichen und eben deshalb zur Mitsührung unsrer Kirche sowie seines Volkes so recht berufen war, dem auch das germanische Erbe des individuellen, auf seinem Recht und seiner Überzeugung Bestehens, in die Wiege gelegt ward. Was der Bischof an dem Kurator Arz gehabt, und nun verloren, das weiß er selbst am besten. Mir fehlt das eine Auge, seit wir ihn begraben und es vergehen wenige Tage, wo ich ihn und seinen Rat nicht schmerzlich vermisse".³ An die Stelle von Arz trat Dr. C. Wolff, ein Schüler Müllers aus der Schäßburger Lehrzeit und ihm durch alle Arbeit für Volk und Kirche vertraut und befreundet. Auch Wittstodt wurde ihm als Vikar ein treuer Gehülfe und mit seinem festen Charakter und dem tiefen Gefühl für Freundschaft Gefolgsmann und Schildhalter.⁴ Nachdem er eine Wiederwahl 1899 ablehnte, wählte die Landeskirchenversammlung mich zum Vikar und ich habe dem verehrten alten Lehrer einen Teil des Dankes, den ich ihm schulde, abzustatten versucht, indem ich ihm die Lasten des Amtes tragen half.

Denn nur halb erfüllte sich die Erwartung, die er beim Antritt des Amtes ausgesprochen, daß er hoffe, es sei weniger nötig, kampfbereit an den Außenwerken der Kirche zu stehen; die Zeit war noch nicht da, die Waffen niederzulegen.

In erster Reihe handelte es sich wieder um die Schulen. Ein Staatsgesetz (36 : 1893) setzte die Gehalte auch für die konfessionellen Lehrer fest und knüpfte die Staatsunterstützung an Bedingungen, daß unsere Kirche sie nicht anzunehmen erklären mußte und traf neue Bestimmungen über die Bestrafung „staatsfeindlicher“ Gesinnung, die wohl in unsern Schulen nie vorkam, aber die dehnbaren gesetzlichen Bestimmungen bildeten eine Aufforderung zur Willkür. Die Kirche mußte die neuen Gehalte den Gemeinden zumuten und erst recht ist die Frage

¹ Verhandlungen der 17. Landeskirchenversammlung. 1894, S. 9.

² Fr. Teutsch: Denkrede auf U. Arz v. Straußenburg im Vereinsarchiv 30, 141 ff.

³ Verhandlungen der 20. Landeskirchenversammlung. 1901, S. 3.

⁴ Fr. Teutsch: Denkrede auf G. Budaker und S. Wittstodt im Vereinsarchiv 32, 205. D. Wittstodt in Wollen und Vollbringen. Hermannstadt 1904, S. 7.

nach den Lehrergehalten in all den Jahren nicht endgültig gelöst worden, auch darum, weil in der Tat die Mittel fehlten und wir den Mut zu einer großzügigen Lösung nicht fanden. Die Arbeiten der Landeskirchenversammlungen in dieser Richtung blieben alle Flickwerk. Böse war, daß eine neue Verfolgung jener Lehrer einsetzte, die nicht genügend magyarisches nach Anschauung der Schulinspektoren konnten, eine neue Heze gegen Lehrbücher und Landkarten begann, die staatsfeindlich sein sollten, bis die Minister Csaky und Götvös dem Treiben Einhalt geboten. Verschiedenen andern staatlichen Begehren mußte Rechnung getragen werden, so wurde der Beginn des Schuljahres auch in den Volksschulen auf den 1. September verlegt, für die Lehrerversammlungen Sitzungen angefertigt u. Ä. Ärgerlicher war das ministerielle Verbot der Vereinigung von Pfarrer- und Lehrerstellen, die in kleinen Gemeinden doch das natürliche und einzig richtige ist, aber mit Berufung auf einen Paragraphen, der ganz anderes bezweckte, für unzulässig erklärt wurde. Es hat langer und unangenehmer Verhandlungen bedurft, bis endlich ein Ausweg in der Schaffung der ordinierten Lehrer gefunden wurde.¹

Ein neuen Kampf rief das uns schwer verletzende Gesetz „über die Ergänzung des geistlichen Einkommens“ hervor, nach dem unsre Kirche einfach von dieser Ergänzung ausgeschaltet war, indem diese im ganzen nur bis zu der Höhe ging, die unsre geistlichen Einkommen schon erreichten, dann vor allem an Bedingungen gebunden war, die die Annahme unmöglich machten. Denn nach diesem Gesetz wurden nicht Dotationen an die Kirchen gegeben, die um solche gebeten hatten, sondern den einzelnen Geistlichen das Einkommen ergänzt, wobei nach verschiedenen Richtungen Bedingungen gestellt wurden, die die Autonomie der Kirche schwer verletzten und von uns abgewiesen werden mußten. Die eingehende Vorstellung des Landeskonsistoriums dagegen, von Müller verfaßt, hatte keinen Erfolg.²

Eine größere Erbitterung erzeugte fast zur selben Zeit das Gesetz über die Magyarisierung der Ortsnamen, das Banffy, unseligen Andenkens, als Ministerpräsident brachte. Das „Ortsnamengesetz“ von 1897 verfügte, unter der unscheinbaren Form des § 1: „Jede Gemeinde darf ausschließlich nur einen amtlichen Namen führen“, die Magyarisierung sämtlicher Ortsnamen in Ungarn, die durch eine „Landesgemeinden-

¹ Die Rechenschaftsberichte des Landeskonsistoriums enthalten jedesmal, gedruckt in den Verhandlungen der Landeskirchenversammlung, eine ausführliche Darstellung der Schulentwicklung.

² Die Vorstellung S. 476/1898 gedruckt in den kirchlichen Blättern vom 2. März 1898, S. 361.

Stammbuchkommission" im Lauf der nächsten Jahre durchgeführt werden sollte. Ja, auch die außerhalb der Gemeinde liegenden Plätze, Ansiedlungen, Berge sollten mit magyarischen Namen versehen werden und diese allein dürfen in den staatlichen, munizipalen und gemeindeämtlichen Schriften, in Siegeln und Tafeln, in den Schulbüchern uff. gebraucht werden und die oben erwähnte Kommission sollte sorgen, daß diese magyarischen Namen nicht nur im amtlichen Verkehr, sondern auch im gesellschaftlichen immer ausschließlich gebraucht würden. Es war berechnete Irreführung, wenn es im § 2 hieß, die Feststellung des amtlichen Namens solle „mit möglichster Berücksichtigung des Wunsches der interessierten Gemeinde“ geschehen, da von vorneherein gar nicht die Absicht bestand, einen andern als den magyarischen Namen zuzulassen.

Gegen diese neue Bergewaltigung mußte das Landeskonsistorium Stellung nehmen. Die Vorstellung vom 20. November 1897 hat Müller verfaßt,¹ klar, scharf, auf dem Boden des Gesetzes stehend, das den Kirchen Autonomie zusichert, mit tiefem Blick in die Volksseele, die diesen Eingriff in heilige Empfindungen nicht verwinden werde: „Wenn der Anmut über diese Eingriffe in heiliges natürliches Recht zur Gleichgültigkeit auch gegen jene Pflichten führt, die den Bürger dem Staat verbinden, dann muß auch die Kirche mitleidend mit ihren Gliedern sich schwer gehindert fühlen, eine Mission voll erfüllen zu können, die der Staat doch auch von ihr fordert, nämlich die Menschen so erziehen zu helfen, daß sie auch im Staat eine göttliche Ordnung ehren, der sie nicht nur Gehorsam, soweit sein Zwang reicht, sondern Liebe und Treue von Herzen und in allen Anfechtungen und Fährlichkeiten schulden.“ Und zum Schluß hieß es: „Tausende und Abertausende empfinden die Zumutung als ein Unrecht und als eine Schmach, mit einemmal unter dem Zwang des Gesetzes die Namen jener Stätten zu vergessen, auf denen ihre Vorfahren seit bald acht Jahrhunderten Schweiß und Blut vergossen, denen ihre unverdrossene Kulturarbeit auch für den Staat bisher Wert und Bedeutung verliehen, und die mit dem tiefsten Leben ihrer Volksseele in so inniger Beziehung stehen. An dem Punkte, wo auch wir unsre Stimme diesem Gesetzentwurf gegenüber zu erheben uns verpflichtet fühlen, handelt es sich nicht um lose, vereinzelte, bloß um des Erwerbes willen zugereiste Splitter irgend eines europäischen Volkstums, sondern um eine geschichtlich gewordene und geschichtlich gefestigte

¹ L.-R.-Z. 2889. 1897, mitgeteilt in den Kirchlichen Blättern aus der ev. Landeskirche U. B. in den siebenb. Landesteilen Ungarns (hinfort Kirchl. Blätter zitiert) 1897, 8. Dezember, Nr. 32.

Volksindividualität, die gewohnt war, gerade in ihrer Eigenart von König und Reich als ein nicht wertloser Bestandteil des Staatsganzen angesehen und behandelt zu werden, und um eine geschichtlich gewordene und gefestigte Kirche, die obwohl in inniger Gemeinschaft des Glaubens insbesondere dem deutschen Protestantismus verbunden, doch mit allen Fasern im Vaterland wurzelnd, es stets als ihre vornehmste äußere Aufgabe angesehen hat, bei allen ihren Gliedern die Treue zu Fürst und Gesetz zugleich als ein Gottesgebot zu pflegen. Und um dieser Treue willen können wir nur wünschen und Gott bitten, daß Er . . . die am Regiment sitzen also lenke, daß ihre Weisheit . . . das billigdenkend vermeide, was von keinem Zwang der Notwendigkeit geboten . . . von so vielen als eine durch nichts gerechtfertigte Kränkung empfunden wird.“

Das Gesetz paßte dem Chauvinismus zu gut und wurde angenommen. Ja, das Abgeordnetenhaus verschärfte das Gesetz, indem es in § 5 hineinfügte, auch die Kirchenbehörden hätten die amtlichen (magyar.) Namen zu gebrauchen. Das Magnatenhaus, in diesem Fall weitsichtiger als das Abgeordnetenhaus, strich diese Bestimmung und als nun verfassungsgemäß der Gesetzestext noch einmal an das Abgeordnetenhaus kam, willigte auch das Abgeordnetenhaus ein, bezüglich der Kirchen keine Verfügung zu treffen und es — es ist bezeichnend für die Verwirrung der Geister — „ihrem Patriotismus“ zu überlassen. So dürfen die Kirchen denn in ihren Matrikeln und im Innerverkehr die deutschen u. a. Ortsnamen gebrauchen, im Verkehr mit der Verwaltung aber nicht. Da muß der deutschen Sprache geschmacklos Gewalt angetan werden, und es darf nur in Klammer der deutsche Ortsname hinzugefügt werden. Kein Gesetz hat so verbitternd gewirkt wie dieses und wirkt noch in dieser Weise, denn in jedem Einzelfall fühlt der Schreiber „die durch nichts gerechtfertigte Kränkung“.

Es ist uns allen eine Freude gewesen, als Graf St. Tisza das Gesetz als mißlungen bezeichnete.

Für uns aber schloß sich daran, wie fast an alle derartigen Gesetze, eine lächerliche und immer neu verletzende Heße gegen die Lehrbücher und Landkarten mit den alten historischen Namen und der Versuch, sie aus den Schulen und damit doch allmählich auch aus dem Leben zu verdrängen.

Größere Sorge rief ein andrer Angriff hervor, der von der ev. Kirche Ungarns kam.

Diese hatte seit längerer Zeit ihr Bestreben darauf gerichtet, die ev. Landeskirche Siebenbürgens sich anzugliedern. An sich ein verständ-

liches Begehren und dem Fremden mag es überhaupt seltsam erscheinen, daß in einem Staat wie Ungarn zwei getrennte ev. Kirchen bestehen. Aber wie die Mannigfaltigkeit der ev. Kirche z. B. in Preußen geschichtlich verständlich ist, so auch in Ungarn. Die Reformation selbst und die kirchlichen und politischen Ereignisse hatten die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der siebenb. ev. Kirche hervorgebracht und ihre eigenartige Gestaltung ermöglicht. Diese vernichten hieße den Protestantismus hier an der Wurzel treffen. In der ungarischen ev. Kirche waren zwei Gründe, die die Angliederung der siebenb. ev. Kirche wünschenswert erscheinen ließen. Die darin herrschenden Magyaren meinten, auf diesem Wege die deutsche Kirche der Sachsen am ersten magyarisieren zu können, und die vielfach verfolgten Deutschen und Slovaken¹ darin glaubten, der Zuwachs der national gesinnten Sachsen sei für die Erhaltung der Deutschen und Slovaken dort eine neue Stütze. Es ist klar, daß beide Gedankengänge die Sachsen von der Angliederung mehr abmahnten als sie dazu locken konnten und daß die hin und wieder als Aushängeschild gebrauchte Redensart von der „Stärkung des Protestantismus durch den Zusammenschluß“ jeder Grundlage entbehrte. Trotzdem nahm die ungarische ev. Kirche, als es ihr nach langen Bemühungen 1891—93 gelang, eine gemeinsame Verfassung endlich zustande zu bringen und den konstituierenden Generalkonvent zusammenzurufen, die Einladung unsrer ev. Landeskirche in Aussicht. Auf diese Mitteilung hin erwiderte das Landeskonsistorium, „daß wir abgesehen von der Behandlung, die unsrer Kirche in letzter Zeit von der h. Generalversammlung des Konvents der ungarländischen vier ev. Kirchendistrikte A. B. zuteil geworden,

weder in den Bekenntnisschriften unsrer ev. Kirche noch in der von der h. Schrift ihr gestellten Aufgabe,

weder in ihrer gesetzlichen Rechtsgrundlage noch in ihrer jahrhundertalten geschichtlichen Entwicklung, welche beide von jenen der ungarländischen ev. Kirche so vielfach verschieden sind,

weder im System ihres gegenwärtigen autonomen Verfassungs- und Verwaltungsorganismus noch in ihrer sozialen Gliederung,

weder im Hinblick auf ihr besonderes Wohl noch in Erwägung des Gesamtwohls der ev. Kirche Ungarns

einen zureichenden Grund finden, der unsere Kirche zum Anschluß an die ungarländische ev. Kirche und zur Teilnahme an jener Synode zu bestimmen

¹ Vgl.: Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen. Leipzig, D. Wigand 1882, S. 34 ff.

vermöchte“ und ersuchte von einer Einladung Abstand zu nehmen, da die ev. Kirche Siebenbürgens ihr zu entsprechen nicht in der Lage wäre.¹

So ist die Einladung in der That unterblieben. Aber im Generalconvent wurde der Versuch gemacht, hinterrücks unsre Kirche in die neue Verfassung hineinzuzwingen. Der böse Geist dabei war der Bischof des Theißdistrikts Zelenka. In der neuen Verfassung lautete § 27: „Die Bewohner sämtlicher auf dem Gebiet des ungarischen Staates befindlichen bürgerlichen Gemeinden ev. Bekenntnisses sind durch die kompetenten Kirchendistrikte an irgendwelche Gemeinden anzugliedern“. Dem gegenüber beantragte Zelenka mit beabsichtigter Zweideutigkeit: „Sämtliche auf dem Gebiet des ungarischen Staates befindlichen bürgerlichen Gemeinden werden mit Rücksicht auf Gebiets-, Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse in Mutterkirchengemeinden und dort, wo es nötig ist, in Missionskreise eingeteilt.“ Sofort entgegnete das Synodalmitglied Podmanitzky, daß es bei dieser Fassung unklar bleibe, ob „die Sachsen“ auch unter diese Bestimmung fielen und Bischof Baltik schlug, um Klarheit zu schaffen vor, es solle wieder eingeschoben werden (vor „mit Rücksicht“) „von den kompetenten Kirchendistrikten“, was auch angenommen wurde. Da die ev. Landeskirche Siebenbürgens nicht zur Kompetenz der Kirchendistrikte gehört, schien ein Mißverständnis ausgeschlossen. Da wurde unsre Kirche durch die Mitteilung Zelenkas an Bischof Müller überrascht, „daß der nördliche und östliche Teil der siebenb. Landesteile zum Theißer Kirchendistrikt geschlagen worden sei und jede politische Gemeinde desselben in irgend eine Kirchengemeinde oder Missionsbezirk einzuteilen angeordnet sei. Es folgt also von selbst, daß derjenige, welcher in den Verband unsrer Kirche zu kommen wünscht, dieses rechtlich tun kann und wir ihn gesetlich aufnehmen können. Indessen bestreben wir uns, daß die Anwendung dieses unsres Rechts und unsrer Pflicht mit brüderlicher Schonung geschehe.“

Es ist klar, daß wenn dieses unerhörte Vorgehn wirklich „Recht und Pflicht“ des Theißer Distrikts war, unsre Kirche keinen Boden mehr unter den Füßen hatte und schutzlos dem Untergang preisgegeben war. Von einer „Schwesterkirche“ eine Behandlung, die nur Empörung im tiefsten Herzen erwecken konnte. Müller war am wenigsten der Mann, der mit seiner unerschütterlichen Rechtsempfindung sich und seiner Kirche so etwas bieten ließ. In einer tiefsten Vorstellung vom 9. März 1895² legte das Landesconsistorium vor dem Minister die Sache dar, verwahrte sich gegen jene Auslegung des ungarländischen Synodalgesetzes

¹ Teutschbiographie S. 526.

² Ihr Verfasser ist Müller. L. R. - J. 424./1895.

und seines § 27 und bat den Minister auszusprechen, daß durch jenes Gesetz das Jurisdiktionsgebiet unsrer Landeskirche nicht berührt sei. Mit wünschenswerter Klarheit erfüllte der Minister die Bitte und wies den Überfall des Theißer Distriktes zurück.¹ Als weder der Theißdistrikt, noch der Generalkonvent sich daran hielten, mußte neuerdings (1899) die Entscheidung des Ministers angerufen werden, die wie nicht anders zu erwarten war, abermals den vorigen Bescheid wiederholte.

Das alles hat den Theißer Distrikt nicht gehindert, auf seinem Standpunkt zu beharren und mit immer neuen Eingriffen sich in Gemeinden, die zu unsrer Landeskirche gehören, einzumischen und es ist bis heute nicht gelungen, dem Recht volle Anerkennung zu schaffen.²

Derartige verletzende Vorgänge von Seite der ungarländischen ev. Kirche waren um so bedenklicher, als um dieselbe Zeit auch die kath. Kirche in Siebenbürgen, im Zusammenhang mit Vorgängen in Ungarn und im Deutschen Reich, mobilisierte. Der kath. Bischof von Karlsburg, Graf G. Mailath, nahm unmündige ev. Schüler in das kath. Priesterseminar auf,³ beanspruchte den Titel „Bischof von Siebenbürgen“, wogegen die protestantischen Kirchen Siebenbürgens energisch Verwahrung einlegten,⁴ und entfaltete im Zusammenhang mit den kirchenpolitischen Gesetzen von 1895 eine neue Propaganda in gemischten Ehen, rief Jesuitenmissionen ins Land u. dgl. m.

Gerade nach dieser Richtung hin war Müller ebenso auf der Wacht, wie wenn er Angriffe auf unsre Kirche in deutschen Blättern fand oder Aufsätze, die uns in den Kreisen der ev. Kirche in Deutschland schaden wollten. Da war seine Klinge scharf wie jemals in jungen Tagen, wie sein Herz in bezug auf alles, was dem Menschen heilig sein kann, jung blieb auch im Alter.⁵

¹ Erlaß vom 26. August 1895, Z. 39210/1895.

² Aktenstücke betreffend die beanspruchte Ausdehnung des Wirkungskreises der ungarl. ev. Kirchendistrikte A. B. auf das Gebiet der ev. Landesk. A. B. in den siebenb. Landesteilen Ungarns. Herausgegeben vom Landeskonfistorium. Hermannstadt 1902.

³ Das Nähere in den kirchl. Blättern 27. Sep'tember 1899, S. 169; 24. Oktober 1900, S. 205 v. B.

⁴ Der Siebenbürgische Bischof. S.-A. aus den kirchl. Blättern Nr. 39 vom 24. Januar 1900. Kirchl. Blätter Nr. 35 vom 27. Dezember 1899. Ebenda 1900 Nr. 5, S. 30. Die Vorstellung des ref. Oberkonfistoriums vom 11. April 1899, Z. 1185 in S.-A. Klausenburg 1900.

⁵ Fraterna caritas. Ein neuer Angriff auf unsere Kirche. Hermannstadt 1900. (Gegen den Zelenkai'schen Überfall gerichtet). Ungarl. ev. Hilfs-gesellschaft 1897. (Gegen eine Eingabe dieser an den S.-A.-Verein, worin unsre Kirche verschwärzt wurde). „Die schmutzige Wäsche der Sachsen“ von Dr. A. Raßnits (gegen dessen Verläumdungen).

Alle diese Angriffe auf uns aber mahnten zur Vertiefung der Innerarbeit.

Gleich bei der Übernahme des Bischofsamtes die Schaffung der kirchenpolitischen Gesetze, die mit 1. Oktober 1895 die obligatorische staatliche Matrikelführung, die Zivilehe, neue Bestimmungen über die Religion der Kinder usf. brachten. Es waren die letzten Schriftstücke des Bischofs Deutsch gewesen, mit denen er den Rechtsstand unsrer Kirche gegen diese neuen staatlichen Gesetze verteidigt hatte,¹ ohne sie abwehren zu können. Im Zusammenhang hiemit entstand unter uns die „grüne Bewegung“, die den Kampf gegen diese Gesetze mit allen Folgen, die er in sich schloß, aufnehmen wollte, dem gegenüber die leitenden Männer davon abrieten. Müller befand sich in einer schwierigen Lage. Die Kirche hatte den Kampf aufgenommen und führte ihn weiter, zum Bruch wollte ers doch nicht kommen lassen, aber im Herzen stand er auf Seite der „Grünen“, und es war ihm nicht unlieb, daß diese schärfere Tonart auch dem Kampf der Kirche gleichsam die Volksunterlage bot. Aber auf die Dauer ließ sich diese leicht falsch auszulegende Haltung nicht durchführen und er wandte sich ab von den Grünen, vor allem bemüht, jene innere Stärkung durchzuführen, die zuletzt doch die Hauptsache war.

Er rief dazu die Kirche in dem inhaltreichen „Hirtenbrief“ auf, der als Rundschreiben des Landeskonfistoriums (11. September 1895)² „ernste Ratsschläge und Anregungen“ gab, die ebenso der neuen Arbeit der Geistlichen wie der Gemeinde Wege wiesen und in echt evangelischem Geist die Mitarbeit der Gemeinde in den Vordergrund rückten. Es gehört zum tiefsten und besten, was über die Innerarbeit in unsrer Kirche geschrieben worden ist, über die Aufgabe des geistlichen Amtes, der Predigt, der Seelsorge, Armen- und Krankenpflege und zeichnet den Verfasser selbst in seiner ganzen Tiefe. Diesen Gedanken festere Grundlage zu geben, rief er eine Dechantenkonferenz zusammen, die mithalf, sie dann in die Gemeinden hinauszutragen.

Dieser vertieften Arbeit inmitten der Kirche ist es mit zu verdanken, daß die kirchenpolitischen Gesetze unsrer Kirche keinen Schaden gebracht haben, während die ev. Kirche in Ungarn unabsehbare Schädigung erlitten hat.

Zunächst lag es Müller daran, die Arbeiten, die aus der Amtswaltung des Vorgängers unvollendet waren, zu Ende zu führen. Es

¹ Deutschbiographie S. 546 f., 606 f.

² Z. 2055/1895 Gedruckt im Jahrbuch für die Vertretung und Verwaltung der ev. Landeskirche 1895, Nr. 11 (Oktober), S. 323.

war seit Jahren eine Neuauflage des Gesangbuchs geplant worden, das aus der Zeit des Rationalismus stammte und nicht mehr genügte. Die Arbeit hatte zunächst nur an eine Ergänzung gedacht. Müller griff hier durch und schuf ein neues Gesangbuch, und es bleibt das Verdienst des Kronstädter Presbyteriums, daß es durch Verzicht auf das eigne, bis dahin gebrauchte „Kronstädter Gesangbuch“, in erster Reihe den Anstoß zu dieser neuen Arbeit gab, für die gesamte Landeskirche ein einheitliches Gesangbuch zu schaffen. Müller hat bei dieser Arbeit energisch mitgetan, vor allem das Andachtsbuch, das als Anhang beigegeben wurde, hat er zusammengestellt. Er führte auf die Überarbeitung dabei, doch wohl mit Unrecht, seine schwankende Gesundheit zurück, mit der er doch schon ins Amt getreten.¹ Das neue Gesangbuch selbst, das er gelegentlich in einer Audienz in Wien dem Kaiser und König persönlich übergab, bezeichnete einen großen Fortschritt, indem es besonders die alten Kernlieder und dann aus der neuesten Literatur Bestes, wenn auch nicht ausgiebig genug, bot. Es fand rasch und ohne Widerstand Eingang in den Gemeinden, in die Schulen wurde es sofort verpflichtend eingeführt und es hat mitgeholfen, dem religiösen Leben im Volk neuen Inhalt zu geben.

Dagegen setzte die Landeskirchenversammlung, auf Müllers Anschauung eingehend, die Herausgabe einer eigenen Agende, die nahezu druckfertig war, von der Tagesordnung ab. So verständlich die Stellung ist, so ist doch zu bedauern, daß damit die langjährige Arbeit zunichte wurde.²

Als Ersatz gab das Landeskonsistorium — Müller verfaßte sie oder stellte sie zusammen — Formeln heraus für die agendarischen Handlungen (Taufe, Trauung, Abendmahl uß.), die obligatorisch zu

¹ Die Gesangbuchkommission bestand unter dem Vorsitz des Bischofs aus J. Bedeus, Vikar Wittstod, Stadtpfarrer F. W. Schuster, Dechant Herfurth, Pfarrer Dr. F. Schuster, dann den beiden Musikdirektoren Bella und Laffel. Die Verhandlungen über die Gesangbuch- und Agendenfrage in der 17. Landeskirchenversammlung 1894, S. 16, 26, 77. Im Jahr 1897 schrieb er an Nippold, 23. Oktober: Ich bin ein müder Mann und raffe mich nur noch ruckweise zu einer halben Arbeitsleistung auf. Über das Gesangbuch 7. April 1898: Es war für mich ein um so schwereres Stück Arbeit, als noch ein halb Duzend andere daran „mitgearbeitet“ haben und mein armer Kopf nun die Aufgabe hatte, das dadurch nicht selten entstandene Durcheinander aufzulösen und das Ungleiche soweit möglich auszugleichen... Kurz, heute singe ichs nicht mehr an; wenn es aber fertig vor mir oder eigentlich erst hinter mir liegt, ist's mir doch eine Freude, wenn ich auch gefaßt darauf sein muß, es Vielen nicht nach Gefallen gemacht zu haben.

² Teutschbiographie, S. 400 f., 533, 554, 559.

gebrauchen sind.¹ Es wurde damit regelloser Willkür der Pfarrer ein Ende gemacht und die Kirche erschien nun doch auch bei diesen Anlässen als eine Einheit.

Für eine einheitliche Liturgie und eine einheitliche Gottesdienstordnung war Müller, darin ein ganzer Nachfolger Luthers — „ich bin notwendigen Zeremonien abgeneigt und ein Feind der nicht notwendigen“ — nicht zu haben.² Doch wurden parallele Formularien für den Gottesdienst herausgegeben, die allmählich durchdrangen und ein neues fast verloren gegangenes Verständnis für die liturgischen und ähnliche Fragen weckten.

Von Bedeutung für die Kirche war, daß die Reisepredigerstelle neu organisiert wurde. Die erste Einrichtung, die den Reiseprediger nach Blasendorf gesetzt hatte (1888),³ wo er zugleich die Schule halten sollte, hatte sich nicht bewährt, die Stelle blieb einige Zeit aus Mangel an Bewerbern unbesetzt. Müller richtete sie neu ein, u. zw. sollte der Sitz in Hermannstadt sein und der Reiseprediger in unmittelbarer Beziehung zum Bischof stehen, gewiß das einzig richtige, indem nun eine Sorge für die Diaspora vom Mittelpunkt aus möglich wurde. Es ist für Müller bezeichnend, welche innere Stellung er zu dieser Frage einnahm. Als in der Landeskirchenversammlung eine Menge zum Teil ganz unbegründeter Bedenken gegen diese Einrichtung geäußert wurden, empfahl er zuletzt die Annahme der Vorlage „aus einem persönlichen Moment, das in seinem Gemüt wurzte.“ Er habe als Hermannstädter Stadtpfarrer sich, nach Erledigung des Bruckenthalischen Prozesses, den inneren Aufgaben des Berufes widmen können. Dieses Arbeitsfeld sei ihm im neuen Beruf verschlossen. Seine Seele sehne sich nach Arbeit nach innen, die Tätigkeit eines Altenmenschen gewähre ihm keine Befriedigung, die er erhoffe gerade von der persönlichen Berührung mit der Arbeit des Reisepredigers und der Teilnahme an seinen Aufgaben.⁴

So wurde das Amt neu organisiert und es gelang, in G. Vardy einen Reiseprediger zu gewinnen, der die Arbeit in der Diaspora sofort auf den rechten Boden stellte. Ihm ist es zu verdanken, daß wir die in

¹ L.-R.-Z. 1750/1895.

² Er stand der Sache ähnlich scharf entgegen wie Fr. W. Schuster, der die dahingehenden Anträge des Burzenländer Kapitels geistvoll und mit beifender Ironie kritisiert im „Gutachten über eine vom h. Burzenländer Kapitel mit dem Entwurf einer Gottesdienstordnung an das h. Landeskonsistorium geleiteten Eingabe.“ Mühlbach 1894.

³ Jahrbuch 5, 201.

⁴ 17. Landeskirchenversammlung 1894, S. 53.

der Zerstreung lebenden Evangelischen gesammelt und erhalten haben und heut nun weiter bauen auf dem Grund, den er gelegt. Die Organisation der neuen Gemeinden Weißkirch, Batiz und Benzenz erfolgte unter persönlichster Einflußnahme Müllers, die Neubauten von Kirche und Schule daselbst geradezu unter seiner Leitung und er hat auch nach der Einweihung der kirchlichen Gebäude dort die Orte gern besucht, die ihm sehr am Herzen lagen. Das nähere Verhältnis, das zwischen der Landeskirche und dem Bukarester Pfarrer, der unserer Landeskirche angehört, geschlossen wurde, fällt auch unter den Gesichtspunkt der Fürsorge für die Diaspora.¹

Neue Wege leitete Müller für das Pfarramt unserer Kirche ein, die sich allerdings aus der bisherigen Entwicklung ergaben:² die Unterstützung der zu gering besoldeten Pfarrer von Seite der Landeskirche, was auch auf die Lehrer ausgedehnt wurde, so daß die ganze Wirtschaft der Landeskirche im Zusammenhang damit auf andere Grundlagen gestellt werden mußte, die Umwandlung der Gemeinden unter 100 Seelen zu Filialen, und die Schaffung einer neuen Gruppe von Kandidaten der Theologie, die nicht mehr Mittelschullehrer wurden, sondern bloß für das Pfarramt sich vorbereiteten. Das Letztere besonders angesichts der Tatsache, daß die Mittelschullehrer nicht mehr in genügender Zahl ins Pfarramt übergingen, eine Tat weitschauender Vorsicht, so schmerzlich sie uns auch fallen mochte. Daß die Predigerstellen in den Gemeinden allmählich eingeschränkt, langsam aufgehoben wurden, war schon früher begonnen worden; die Einfügung der ordinierten Lehrer in den Organismus der Kirche sollte die Möglichkeit der Vertretung des Pfarrers in Notfällen schaffen, barg aber die Gefahr in sich, daß unter dieser Form die alten „Prediger“ wiederkehrten.

Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnete die Gründung der „Kirchl. Blätter“ (1897), die Müllers eigenster Anregung ihre Entstehung verdanken, nach dem Programm ein kirchliches Blatt für die Gebildeten unserer Kirche, bestimmt, den geistigen Zusammenhang unserer Kirche mit den ev. Kirchen des Vaterlandes und des Auslandes, besonders Deutschlands zu pflegen, bereit Angriffe und Gefährdungen der Kirche abzuwehren. Das Blatt stellte sich die Aufgabe, „was in uns noch lebendig ist und arbeitswillig für die auf das Evangelium gegründete Kirche in gemeinsamer Tätigkeit zu verbinden, was wir in unserer Kirche

¹ 17. Landeskirchenversammlung 1894, S. 36.

² Die „Bestimmungen betreffend das Pfarramt“ gedruckt im Jahrbuch für die Vertretung und Verwaltung uß. 8, 147 (1897).

noch haben zu erhalten, immer tiefer zu gründen und dadurch immer stärker und fruchtbarer zu machen.“ Ohne in den Dienst einer einzelnen theologischen Richtung zu treten, versprach es, der Gemeinde nicht vorzuenthalten, was auch die theologische Wissenschaft an neuen, für das religiöse Leben fruchtbaren Ergebnissen gewinne.

So sind die „Kirchl. Blätter“, die nach Müllers Amtswaltung Amtsblatt der Kirche wurden, in der Tat nicht nur ein neues Band für die Kirche geworden, sondern haben das religiöse und kirchliche Leben mannigfach gefördert. Müller war selbst ein eifriger Mitarbeiter und drängte und warb zur Mitarbeit, wo er konnte.¹

Die Entwicklung der „Kirchl. Blätter“ zum Amtsblatt zeigt im kleinen wie die allmähliche Weitergestaltung der neuen Kandidatengruppe, wie wir zögernd und tastend auch bei Schritten, die wir wohlertwogen als notwendig ansehen, langsam nur vorwärts gehen und schwer vom Bestehenden uns trennen — ein Vorteil und zugleich ein Nachteil für die Entwicklung.

Die angestrebten Versuche, die Gehalte der Angestellten in Kirche und Schule „definitiv“ zu regeln, führten so oft sie versucht wurden zu keinem Ergebnis, denn einmal fehlten die Mittel, zum andern die Entschlossenheit, die Regelung im großen vorzunehmen und die Mittel zu schaffen. Darum waren alle Versuche, die Schäden der Pensionsanstalt zu heilen, erfolglos.

Anderes, was wir heute aus der Zeit von 1893 – 1906 als Fortschritt verzeichnen, ist Müller u. a. abgerungen worden, so die Zulassung der Lehrerinnen an unseren Schulen und (1904) die Errichtung der Lehrerinnenbildungsanstalt in Schäßburg;² bei der „Frauenfrage“ haben wir zweifellos die Entwicklung nicht gleich verstanden und nicht tief genug erfasst. Als aber die neue Anstalt in Schäßburg einmal beschlossen war, da hat es keinen wärmeren Förderer für sie gegeben als Müller.

¹ Müller an R. Ppold 28 März 1900: „Was uns außer Geld am meisten fehlt, ist eine genügende Mitarbeiterschaft nach der geistigen Seite, und man wird immer wieder nervös, wenn man bedenkt, welche Arbeit und welche Kosten unsere Kirche und ihre Gemeinden daran setzen, die Ausbildung von Geistlichen und Lehrern zu fördern, und wie wenige dann von den über 600 sich verpflichtet fühlen, auch außer ihrem engsten Pflichtenkreis „um Gottes Willen“ Wort und Feder zu gebrauchen, oder wie sie dann ihre Schuldigkeit getan zu haben meinen, wenn sie nach Billerischer Methode die Perlen unserer Literatur in Wasser aufgelöst oder homöopathisch verkleinert dem nachwachsenden Geschlecht langweilig gemacht haben. Für diese „Sünde wider den h. Geist“ kann ich keine Absolution.“

² 21. Landeskirchenversammlung 1904, S. 51 ff.

Auch die neuen Lehrpläne, vor allem für die Volksschule waren nicht nach seinem Sinn.

Er hatte für Verschiedenes, was die Kirche und Schule bewegte, sich den Grundsatz zurechtgelegt: *Quieta non movere* und wollte daran nicht Hand anlegen. Es war doch auch eine Folge des schwankenden Gesundheitszustandes und des zunehmenden Alters.

Beides ein genügender Grund, daß er die Visitationen der Kirche nicht in dem Umfang und nicht in der Art des Vorgängers aufnahm, nur wenige Gemeinden besuchte und dort nicht so sehr mit der Gemeinde in Berührung trat, vielmehr sich auf die Visitation des Pfarramtes und der Schule beschränkte.¹ Seit 1899 überließ er die Ordinationen und die Leitung der theologischen Prüfungen dem Vikar. Überhaupt fiel ihm die Berührung mit der Öffentlichkeit, die ihn niemals gelockt hatte, je länger um so schwerer.

Wo er aber vor sie trat, geschah es immer mit außerordentlichem Eindruck. Die Wucht seiner gedankenreichen Rede hat kaum jemand unter uns erreicht, ein Zeichen von der Macht seiner Persönlichkeit. Als 1896 das Millenniumsdenkmal in Kronstadt enthüllt wurde, war der Bischof auch dazu geladen. Als er hörte, daß in Kronstadt Wege vorbereitet wurden, die ihm sehr gefährlich schienen, unterbrach er seinen Sommeraufenthalt, kam zur Feier und hat beim Festmahl zündende, heut noch unvergessene Worte gesprochen, von denen die anwesenden Gäste, Minister Perczel, Graf A. Bethlen u. A., dann aber auch unsere teilnehmenden Volksgenossen, darunter A. Arz v. Straußenburg und Dr. C. Wolff meinten, etwas Ähnliches kaum je gehört zu haben. In Erinnerung geblieben ist das Wort: das Denkmal stehe an einer Stelle, wo es ins Land hineinsche, zum Zeichen für alle Bewohner, daß hier Ungarn aufhört, und wo es aus dem Land hinaussehe, für alle die, die draußen wohnen, zum Zeichen, daß Ungarn hier anfange.² Zwei Jahre später rief die Enthüllung des Honterusdenkmals, wobei zugleich unsere Vereine ihre Jahresversammlung hielten, auch ihn wieder nach Kronstadt, während er sonst, nachdem er 1894 in S.-Regen diesen Jahresversammlungen beigewohnt und dabei seinem Vorgänger in der Eröffnungsrede zum Gustav-Adolf-Verein ein Denkmal voll Liebe und Verehrung gesetzt,³

¹ Die Berichte über seine Visitationen im Archiv des Landeskonsistoriums.

² „Sieb.-Deutsches Tageblatt“ 1896, Nr. 6948 vom 20. Oktober. Dort auch die Ansprache beim Bankett der Kirchengenossen einde.

³ Rede zur Eröffnung der 29. Hauptversammlung des sieb. Hauptvereines der Gustav-Adolf-Stiftung in S.-Regen (19. August 1894). Hermannstadt, Krafft, 1894.

diesen fern blieb. Das Gebet nach der Enthüllung des Denkmals¹ ist weithell und tief. Und ein Jahr darauf gab die Enthüllung des Teutschdenkmals in Hermannstadt (1899) ihm wieder Gelegenheit, die Macht seiner Persönlichkeit ungesucht auch den Gästen zu zeigen, die dem unvergeßlichen Feste beigewohnt. Er hatte dabei die besondere Freude, daß Rogge, der Vertreter des Gustav-Adolf-Vereines und Rippold, der Vertreter der Universität Jena, bei ihm wohnten.²

Ein dauerndes Verdienst erwarb er sich durch Fortspinnen der Fäden, die uns mit dem Gustav-Adolf-Verein verbinden. Als Bischof Teutsch 1891 aus dem Zentralvorstand ausschied, wurde Müller an seine Stelle gewählt und er hat nun einige Hauptversammlungen besucht, seine Hauptaufgabe aber nicht auf diesen gesucht, sondern im Verkehr mit den maßgebenden Mitgliedern des Zentralvorstandes, dessen Sitzungen er öfter beizwohnte. Er erwirkte den Beschluß in Dessau 1896, daß zur Unterstützung für arme Pfarreien uns seit 1898 jährlich 10.000 Mark zur Verfügung gestellt wurden. Im übrigen sind aus dem Zentralvorstand nicht viele ihm nahgetreten, vor allem Fricke, damals Vorsitzer des Vereines, dann Rogge, Bürger und Terlingen. Auch Professor Wach verehrte er sehr. Ihm stand im Wege, daß er selbst nicht leicht zugänglich war und auch zu andern nicht leicht den Weg fand. Am nächsten stand er wohl Beyßlag. Ein Besuch, den er ihm in Halle machte und ein Mittag in seinem rosenumspinnenen Haus sind ihm unvergeßlich geblieben, darunter wie Beyßlag mit seinem verstorbenen Bruder weiter in seelischer Vereinigung gelebt. In Bremen war der Zentralvorstand (1893) bei einem der reichen Kaufleute zu Tisch geladen. Er erzählte nachträglich, der ungeheuere Lurus, der dort entfaltet wurde, habe ihn erdrückt; er sei immer stiller geworden und zuletzt stumm. Solche Sachen seien nichts für ihn. Äußere Pracht wirke lähmend auf ihn. Als sein Mandat im Zentralvorstand zu Ende ging, hat er treulich dafür gesorgt, daß wir wieder einen Vertreter erhielten. Auf seine Anregung ging auch zurück, Vertreter aus unserer Mitte zu den Versammlungen der wichtigsten Hauptvereine zu schicken und dann hervorragende Männer aus Gustav-Adolf-Kreisen bei unseren Hauptversammlungen zur Festpredigt zu bitten. Die Berufung Jakobis (Weimar) nach Agnetheln (1900) war sein Gedanke.

¹ Kirchl. Blätter 24. August 1898, S. 131.

² Außer den Genannten waren u. a. als Gäste anwesend: als Vertreter des ev. Bundes Dr. Hermens, dann Prof. Asboth (Budapest), Harnack (Berlin), Oberhammer (München), v. Schubert (Kiel), Brede (Braunau). Vgl. 19. Landeskirchenversammlung 1899, S. 1, 9 f.

Den Zusammenhang mit dem Zentralvorstand und den Arbeiten des Gustav-Adolf-Vereines aufrecht zu erhalten, benützte er vor allem die einige Jahre hindurch zur Erholung in Thüringen zugebrachten Wochen, wo er vor allem in Berka und Friedrichroda sich aufhielt. Die Ärzte fanden Arterienverkalkung, die aber dann wie es scheint zum Stillstand kam, ohne daß die völlige Arbeitsfähigkeit sich wiedergefunden hätte. Die Jenaer und Weimarer Ärzte nötigten ihm Hochachtung ab. Als er in Berka krank lag, erhielt er die Einladung zur Zentralvorstandssitzung in Leipzig, auf deren Tagesordnung die Unterstützung unserer Pfarrer stand, über die er eine Broschüre hatte drucken lassen. Er fragte den Jenaer Professor, der ihn behandelte, was er tun solle. Der antwortete: Als Arzt sage ich nein; aber ich weiß, daß es Fragen gibt, die höher stehn als das Leben. Ist's eine solche, dann muß ich ja sagen. Und Müller ging hin und erreichte die Unterstützung. Bei der Erzählung des Falles fügte er gern hinzu: „Solche Ärzte brauchen wir.“

Der Thüringer Aufenthalt brachte stets seelische Erfrischung durch den Verkehr mit dem Sophienhaus in Weimar, vor allem mit der Vorsteherin Schwester Bertha Döbbling († 1917), deren christliche Persönlichkeit wohin sie kam tiefen Eindruck machte, dann mit Rippold, dem Freund, mit dem mündlich und schriftlich die Fragen behandelt wurden, die die ev. Kirche überhaupt und unsere Verhältnisse besonders betrafen. Die Beziehungen zum Sophienhaus sind es auch gewesen, die Müller in Verbindung mit dem Großherzog Carl Alexander von Weimar brachten, der ihn wiederholt empfing. Müller rühmte von ihm, wie er ganz in den großen Traditionen seines Hauses lebe und wie das Bewußtsein, ein deutscher und protestantischer Fürst zu sein, ihn hebe, und wie rührend dessen Teilnahme an unseren Geschicken sei! Einmal ist er auf der Wartburg von ihm empfangen und zur Frühstückstafel gehalten worden. Bei der Enthüllung des Lutherdenkmals in Eisenach saß er beim Festmahl neben dem Großherzog, der ihn fragte, was für ein Mann sei Baron Banffy, der damals Ministerpräsident war. Um sich einen Augenblick wenigstens zu besinnen — die ganze Gesellschaft horchte gespannt auf die Antwort, — fragte Müller, ob Se. k. Hoheit die äußere Erscheinung oder das Wesen des Mannes meine, und als der Großherzog natürlich das letztere wissen wollte, wick Müller in der Art aus, daß er eine längere Auseinandersetzung über die Schwierigkeiten der Stellung eines ungarischen Ministerpräsidenten gab, so daß das Gespräch versandete. Müller konnte dafür dem Großherzog besonders bei der letzten Audienz, die er 1898 in Weimar hatte, freimütig dar-

legen, was er über die ungarischen und speziell sächsischen Verhältnisse dachte und sorgte. Was für einen Eindruck der Großherzog von Müller erhalten haben muß, geht daraus hervor, daß er nach dem langen Gespräch den Bischof bat, ihn zu segnen. Müller tat es mit dem Aronitischen Segen. Darauf erhob sich der Großherzog, dankte mit einem ernsten Kopfnicken und verließ schweigend das Audienzzimmer.¹

Die Thüringer Tage ließen auch Zeit zu stillem Besinnen, das neben der tatkräftigen Arbeit ein besonderes Kennzeichen seines Wesens war. Die wissenschaftlichen Arbeiten hatte er ganz fallen lassen, aber was das Gemüt bewegte, legte er in kurze Erzählungen und formvollendete Verse hinein. Wohl tritt in den Erzählungen die Tendenz — es handelt sich vorwiegend um den Beruf der Krankenpflegerin und die innere Not, die mit dem Beruf verbunden ist, um dessen Größe und Bedeutung² — stark in den Vordergrund, aber die Stimmung, die darin liegt, in der Erzählung „Aus der Spätsommerfrische“ die Betrachtungen über Strömungen des modernen Lebens, wie sie auf sittlichem und sozialem Gebiet zutage treten, geben ihnen eine Bedeutung, die über die Charakteristik des Verfassers, zu der sie einen wertvollen Beitrag liefern, hinausgeht. Von seinen Gedichten aber, gedankenreich und tief sind einige von überwältigender Schönheit:

¹ „Kirchl. Blätter“ 1901, 30. Januar. S. 322 teilen folgendes Schreiben des am 5. Januar 1901 verstorbenen Großherzogs Carl Alexander vom 10. November 1900 „dem Geburtstag Luthers und Schillers“ an den Kronstädter Dechanten mit, der ihm „Das sächsische Burgenland“ überschickt hatte: „Es gereicht mir zu besonderer Freude, bei diesem Anlaß auch Meinerseits aufs neue der herzlichsten Zuneigung Ausdruck zu geben, die ich für die siebenb. Sachsen empfinde. Sie wurzelt in meiner Bewunderung für den Heldennut, den dieser kleine deutsche Stamm, vom Mutterlande getrennt und ganz auf sich selbst gestellt, in den Jahrhunderte langen, schweren Kämpfen um seine heiligsten Güter, sein Volkstum und seinen Glauben, bewiesen hat. Mit berechtigtem Stolz darf das lebende Geschlecht sich seiner Vorfahren erinnern, deren Seelenstärke die Erhaltung jener idealen Güter zu verdanken ist. — Möge der Rückblick auf die ruhmvolle Vergangenheit den Nachkommen zugleich eine unverstiegbare Quelle des Mutes und Gottvertrauens bleiben; dann wird der Himmel gewiß ihrer gerechten Sache seinen Beistand auch künftig nicht versagen.“ Vgl. auch den Nachruf in den „Kirchl. Blättern“ vom 9. Januar 1901, S. 293 (von Müller.)

² M. F. G.: Geprüft und bestanden. Novelle. Hermannstadt, Krafft 1892. M. F. G.: Erlöst. Novelle. Hermannstadt, Krafft 1893. M. F. G.: Aus der Spätsommerfrische. Erlebtes und Erdachtes. Hermannstadt, Krafft 1894. Licht und Schatten. „Kirchl. Blätter“ Nr. 25 (21. Oktober 1897), S. 210. Nicht Erzählung sondern historisch: M. F. G.: Joh. Karl Schuller und die Gräfin Anna Amadei. Hermannstadt, Droleff 1896.

Ex profundis.

Ein Wort spricht jetzt bei Tag und Nacht
Zu mir, zuvor nicht leicht gedacht:
Kehr heim!

Obs draußen stürmt, der Himmel blaut,
Das Wort klingt leise bald, bald laut:
Kehr heim!

Im Winter wars; sein weißes Kleid
Verhüllt der Erde Herrlichkeit:
Kehr heim!

Ich folgte nicht und säumte noch,
Der Lenz mit seiner Pracht sprach doch:
Kehr heim!

Der Sommer lacht mir noch einmal, —
Totmäd'len hilft kein Sonnenstrahl;
Kehr heim!

Bald färbt der Herbst das Blatt am Baum,
Ein Blatt, das fällt, man merkt es kaum:
Kehr heim!

Gelämpft, gelitten — Menschenlos!
Der Weg war lang, die Mühe groß:
Kehr heim!

Das Glück verbläht, hier einst gesucht,
In Todesglut nur reist die Frucht:
Kehr heim!

Was suchst du noch? — Den Leib der Gruft!
Der Vater ist's, der jetzt dich ruft:
Kehr heim!

(1900)

Sein Schwager Albert, der schon 1893 starb, war gerade damals mit der Ausgabe seiner Gedichte beschäftigt. Müller nahm nach dessen Tod die Arbeit in die Hand und, bei aller Pietät dem Dichter gegenüber, hat er an mehr als einer Stelle, wo er Verbesserungen nötig hielt, sie durchgeführt. „Keiner ist wie er der Muse Alberts fördernd und genießend nahe gestanden. Mehr als ein Wort des Dichters, das Flügel erhalten hat, verdankt ihm seine scharfe Prägung.“ (A. Schullerus.)

Aber Müller ist immer ein Handelnder gewesen und wo er selbst nicht mehr recht schaffen konnte, da trieb er andre zum Handeln. Das gab nun allerdings bisweilen Schwierigkeiten. Denn so sehr sich der Jünger Mühe gab, seinen Absichten sich zu unterordnen, der persönliche Ein-

Schlag ließ sich nicht vermeiden und Müller war selten mit der Ausföhrung ganz zufrieden. Trotzdem bedeutete seine Geisteskraft, seine Willensstärke, sein Urteil über Welt und Leben, „die Festigkeit des Geistes, die schroff und ehern uns gebannt“, für Volk und Kirche ein nicht zu ersetzendes Kapital am Volksbesitz. Das trat u. a. bei jeder Landeskirchenversammlung immer wieder zutage. Er hat fünf (17—21 te) zusammengerufen und geleitet und alle enthalten einen guten Teil seiner Arbeit, stets eingeleitet von Ansprachen, die auf hoher Warte stehen. Er war kein bequemer Vorsitzer, überhörte bisweilen den Gegner, der sich zum Wort meldete, vertrug nicht recht abweichende Meinungen und sah in deren Verfechtern leicht Dummheit oder Schlechtigkeit. Bisweilen riß sein Temperament ihn mit, daß er dem Gegner erlaubte und unerlaubte Hindernisse in den Weg warf, was oft mißstimmte. Aber zuletzt erzwang die Macht der geschlossenen Persönlichkeit Anerkennung.

Er sah die Welt in Wehen liegen und uns hineingezogen in die Strömungen der Gegenwart, die uns vielfach zu verderben drohen. Gegenüber den Geistern der Verneinung und der steigenden Staatsallmacht, die darauf ausgeht, neben sich kaum etwas Anderes anzuerkennen, erschien ihm als besondere Aufgabe unsrer Kirche, vor allem das zu achten und aufrecht zu erhalten, was wir selbst an Ordnungen für sie geschaffen und vor allem uns davor zu hüten, nach dem Muster des politischen Parteigetriebes ein solches in die Kirche hineinzutragen, die Raum zur Mitarbeit eines Jeden biete.¹ Gegen die Gefahren könne die Kirche zuletzt sich nicht durch materielle Kraft sichern, sondern nur durch die stille zielbewußte innere Arbeit, die vom Pfarrer vor allem verlangt, „die Völker zu lehren und innerlich zu sammeln“ um Gott und den Heiland. Diese Arbeit könne vorbeugen helfen, „daß das Menschengeschlecht . . . den großen Gedanken in dem immer enger werdenden Herzen keinen Raum mehr gibt, daß unser Leben hier nur eine Zurüstung und ein Anfang sei des ewigen Lebens“. Ihm schien, daß die religiöse Vertiefung, Gott sei Dank, auch bei uns begonnen habe. Treue Seelsorge des Pfarrers, der nicht warten dürfe, bis er gerufen und gesucht würde, und der Mittelpunkt des geistlichen Lebens in der Gemeinde sein müsse, mit Anteilnahme an allem, was das Leben bringt, solle ihn zum Hausfreund der Gemeinde machen. „Es gibt nichts Erhebenderes, aber auch nichts Notwendigeres als daß die Führer eines Volks unbedingt einer Idee leben und daß in außerordentlichen Zeiten dieses Ideale vor allem erstrebt, das Einigende mit aller Kraft erfaßt wird,

¹ Eröffnungsrede zur 17. Landeskirchenversammlung 1894.

das Trennende zurücktritt. Und es gibt keine höhere Idee als die Gewißheit: Gott will es. De coelo et patria nunquam desperandum¹. Gern gab er der Freude darüber Ausdruck, daß der Kampf um das „Bekenntnis“, „das doch gegenüber dem Wort Gottes, an dem wir unentwegt festhalten, immer nur mehr menschliche Weisheit ist“, uns erspart geblieben sei.² Er bedauerte, daß in Deutschland das Gezänke der Richtungen ganze Volksklassen dem Vertrauen in die Sache des Protestantismus und diesem selbst entfremde. „Allenthalben ein rücksichtsloses Rennen und Jagen nach Gold und Genuß, heut hoch oben und morgen tief unten, nach sinnlosem Leben ein feiger Tod; nirgends rechte Freude am Leben... Und doch ist's... höchste Aufgabe... auch solchen fast täglichen Erfahrungen gegenüber, nicht zu verzweifeln, sondern seine Pflicht zu tun...“ Der „Heilmittel gibt es so manche. Nicht die unkräftigsten sind auch unter uns in die Hand des Lehramts in Kirche und Schule gelegt...“³ Den Schwerpunkt der Kirche sah er besonders bei uns in die Gemeinde gelegt. Wo es sich um gemeinsame Aufgaben handle, müsse die Landeskirchenversammlung der Schwerpunkt sein und bleiben. In der letzten Landeskirchenversammlung, die er leitete (1904) faßte er „als ein Bekenntnis und ein Vermächtnis“⁴ zusammen, was er von uns urteilte: „Wir haben eine natürliche Anlage allein zum evangelischen Christentum und keine zum Katholizismus, aber wir haben auch keine natürliche Anlage weder zum Atheismus noch zum ethischen Libertinismus. Wir haben endlich auch noch keine natürliche Anlage zur Unordnung und zur Zügellosigkeit.“ Und der Kenner unserer Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart und der erfahrene Steuermann in schwerer Zeit spricht aus dem Wort: „Ohne Einsatz kein Gewinn, und das Beste und Größte, das Fruchtbarste und Dankenswerteste ist auch unter uns aus Zweifeln und Behen, aber zuletzt in frischem Entschlusse geboren. Übereilt haben wir uns selten, wohl aber zuweilen den rechten Augenblick versäumt, wo es galt, drohender Gefahr durch zeitiges Eingreifen zu begegnen. Entsprang das aus einer gewissen Lebens- und Schaffensmüdigkeit, so mag es bei der Menge wohl erklärlich und einigermaßen zu entschuldigen sein; aber wer an das Steuer gestellt ist, darf die Angst nicht zu seinem Kompaß machen und darf nicht müde werden... Dem zumal, der an dieser Stelle steht, ist gar nicht erlaubt, weder zu

¹ Eröffnungsrede der 18. Landeskirchenversammlung 1897.

² Ebenso 19. Landeskirchenversammlung 1899.

³ Ebenso 20. Landeskirchenversammlung 1901.

⁴ Ebenso 21. Landeskirchenversammlung 1904.

zweifeln, noch weniger zu verzweifeln, daß unsere Landeskirche grade hier an dieser Stelle noch nicht verbraucht und überflüssig sei, noch eine gottgewollte Bestimmung habe, die Bestimmung, trotzdem die äußern Grenzen ihrer Arbeit so enge gesetzt sind, in unerschütterlicher Treue zum reinen Evangelium, zu sich selbst und ihrer Geschichte, zum König und Vaterland beharrend, ihre geistige Arbeit zu tun, damit auch durch ihre Hilfe in allem irdischen Wirrsal doch auch hier bestehe und wachse das Reich Gottes, um das wir täglich beten. In der Geschichte unsrer Volkskirche begegnen uns auf Schritt und Tritt die Spuren des lebendigen Gottes; zahlreich sind in allen Jahrhunderten die Denksteine seiner großen Barmherzigkeit aufgerichtet, die er an uns erwiesen. Daß wir überhaupt noch da sind, ist's nicht wie ein Wunder fast anzusehen? Blindheit und Undank wäre es, das nicht zu erkennen und daraus nicht Zuversicht zu schöpfen noch für manche kommende Zeit.“

Von solchen Gedanken erfüllt, hat er gearbeitet, so lange es für ihn Tag war. Wo ihm etwas nicht gefiel, machte er daraus nie ein Hehl. Er sah für uns vor allem eine Gefahr darin, daß die Zeichen des Auseinandergehens nach Klassen und Interessentkreisen sich mehrten und vor allem im Hereintragen der „modernsten“ Kultur und Literatur in unsre Kreise. Dabei wurde das eigne Leben tiefer und stiller. Einer suchenden Seele schrieb er:¹ „Du fandest noch nicht den Einen Gott, mit dem wir reden können als mit der persönlichen Allmacht, und der sich allezeit finden läßt, wo wir ihn suchen und uns nicht versinken läßt, wo wir nur vertrauend seine Hand ergreifen und die Hilfe nicht grade so erwarten, wie wir sie uns gedacht. . . Du bist auf dem Wege und auch deiner wartet, will's Gott, noch hier im Leben ‚eine Ruhe‘, ein Frieden, den Niemand uns nehmen kann“. Dabei bekannte er:² „Es gibt auch bei mir Stunden, wo es mir nicht leicht wird, mich immer einsamer zu sehen. . . in einer Welt, in der das Böse so verlockend und in mannigfaltigster Gestalt an Jeden herantritt. Denn nicht das ist ja das größte Geheimnis im Menschenleben, wie das Böse in dasselbe hereingetreten, sondern wie trotz dem Bösen doch auch noch so viel Gutes darin ist“ und wenig früher:³ „Die besten Freunde sind heimgegangen oder rüsten sich dazu. Immer tiefer werden die Schatten ringsum, immer näher rückt die Nacht auch denen, die noch aufrecht stehen. . . Die Aufrichtung liegt da nirgends als in der Gewißheit des

¹ Brief vom 26. Mai 1902.

² Brief an die Schwester 23. Dezember 1901.

³ Ebenso 25. März 1901.

Glaubens, daß zwar Gottes Gedanken mit uns oft rätselhaft und schmerzreich sind, aber niemals andre sein können als solche, die uns zum Heil dienen können.“ „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Können ist gering — bekannte er ein andermal¹ — und unser Leben verläuft dann am ruhigsten, wenn wir das Beste und Größte dem anvertrauen, dessen Allwalten auch in den Naturgesetzen sich offenbart und über all unser Verstehen geht.“

Wenn ihn bisweilen trübe Gedanken übermannen wollten,² „daß wir in dieser schweren sorgenvollen Zeit wirtschaftlich so leichtgesinnt scheinen und gar so viel in „Kunst“ ausgehen lassen“, dann meinte er doch, wir müßten darauf bedacht sein, „daß unser Lebensmut nicht sinke. Man fühlt heraus, daß wir uns nicht lassen wollen und das ist doch wohl die Hauptsache“³ und tröstet sich und uns: „Festhalten wollen wir, was uns noch bleibt, das verwüstete Haus aufs neue einrichten. Wir haben es ja wiederholt erlebt und stehn doch noch immer!“⁴

Den Gedanken in den Ruhestand zu treten hat er öfter erwogen.⁵ Das zunehmende Alter mit seinen Gebrechen und der schwankende Gesundheitszustand ließen den Entschluß im Sommer 1906 reifen, er trat mit 1. September aus dem Amt, im 79. Lebensjahre nach 58 Dienstjahren. Auch an äußern Ehren hatte es ihm nicht gefehlt. Schon 1883 hatte ihm die Universität Marburg, im Lutherjahr, den Ehrendoktor der Philosophie verliehen, 1896 die Klausenburger Hochschule — gegen den Brauch — ein zweitesmal, unser König 1896 den Orden der Eisernen Krone 2. Klasse, die theologische Fakultät in Leipzig 1898 das theologische Doktorat, der Großherzog von Sachsen 1898 das Comthurkreuz des Ordens vom weißen Falken mit dem Stern, beides anlässlich des 70. Geburtstages, der auf seine Bitte in größerem Kreis nicht gefeiert worden ist, das größte war ihm doch „unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugnis unseres Gewissens.“ Das Landeskonsistorium begleitete ihn mit Dank und Segenswunsch in den Ruhestand mit Worten, die

¹ Ebenso 5. November 1905.

² Am 26. Juni 1902 urteilt er über die Akad. Blätter: ... es ist kein Trost, daß die darin sich ungescheut offenbarende Gesinnung hauptsächlich von den österreichischen Hochschulen importiert wird... Ohne die sittlich-religiöse Regeneration bleibt alles vergebens und an der Spitze der Gegner einer solchen stehen dort die Hochschulen bzw. deren Jugend.

³ Brief vom 23. Dezember 1904.

⁴ Ebenso 23. Oktober 1904.

⁵ Brief an Hippold 21. November 1905: Ich beabsichtigte im Herbst a. D. zu gehn, hab's aber verschoben. Das tut mir heut fast leid. Warum? vielleicht ein andermal.

ihn aus der unmittelbaren Kenntnis jahrzehntelanger Mitarbeiterschaft zu zeichnen versuchten:

„Das hochachtungsvoll unterzeichnete Landeskonsistorium hat tief-ergriffen die Zuschrift Euer Hochwürden vom August 1906 in seiner heutigen Sitzung entgegen genommen, in der Euer Hochwürden das Amt des Bischofs der ev. Landeskirche mit Rücksicht auf Alter und geschwächte Gesundheit niederlegen. Überzeugt, daß der Entschluß unabänderlich und die Folge der umsichtigen Erwägung ist, die wir bei Euer Hochwürden stets gefunden und die die letzten Folgen jedes Schrittes übersah, wenn sie andern noch verborgen waren, müssen wir mit Trauer im Herzen unsere Pflicht erfüllen, den Entschluß Euer Hochwürden hiemit zur Kenntnis zu nehmen und die verfassungsmäßigen Schritte einzuleiten, die zur Neubesezung des Amtes führen.

Indem wir solches tun, können wir zugleich nicht anders, als aus tiefster Seele Euer Hochwürden den Dank der Kirche aussprechen für all das, was Euer Hochwürden ihr und uns in einem mehr als 58 jährigen Dienst voll Arbeit und Mühen, voll Erfolgen und Entjagung gewesen sind, den Dank unseres Volkes für Ihr segensreiches Wirken, das sich unter das Schriftwort fassen läßt: „Sieh, Du hast viele unterwiesen und lasse Hände gestärket, Deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet und die bebebenden Knie hast Du gekräftigt“ (Hiob 4, 3, 4).

Schon in frühen Jahren in dem hochgemuten Kreis der Schar hochangesehen, die die neue Zeit erkannte und Hand anlegte, Vielver-säumtes nachzuholen, haben Euer Hochwürden sich in die Reihe jener gestellt, die erfolgreich den Versuch machten, die erschütterten Grund-
steine des Bestandes unseres Volkes in seiner Geschichte aufs neue zu befestigen, und unsere historische Wissenschaft mit Arbeiten bereicherten, die unserer Literatur zur Zierde gereichen und im Volke das Bewußtsein seines Wertes stärken. Ein großer Kreis gedenkt dankbar des Lehrers, der, den kategorischen Imperativ der Pflicht in sich verkörpernd, den er als teuerstes Erbe aus der Schule der Vaterstadt empfangen und nun ihn mehrend weitergab, in den Herzen der Schüler die Ahnung davon erweckte, daß das Leben lebenswert und inhaltreich zu gestalten in des Menschen Hand gegeben sei. Was Euer Hochwürden später als Pfarrer getan, die Gefallenen aufzurichten und lasse Hände zu stärken, das erzählen Leschkirch und Hermannstadt, besonders das letztere, wo neue Gedanken der Gegenwart auf dem alten Grund evangelisch-sächsischen Lebens neue Schutzwehren schufen in der Brandung des zerstörenden Tages. Aber auch außerhalb der Kirche, wenn es galt, in Stuhlsversammlung

und Universität, in politischem Rat alte Ehre zu wahren und harten Angriff abzuwehren, da rief das Volk mehr als einmal Ihre Kraft zu Hilfe. Und als die Kirche Euer Hochwürden an ihre Spitze stellte, da galt es im großen zu bewähren, was in kleineren Kreisen sich erfolgreich erwiesen: die sittlichen und religiösen Kräfte zu stärken, da sie allein im Kampf des Lebens Erfolg versprechen. Mitbeteiligt an der großen Arbeit bei Schaffung der Kirchenverfassung sind Euer Hochwürden mit Erfolg bemüht gewesen, sie zu verteidigen, mannigfach auszubauen und veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Ein Vorkämpfer auch für die Neuorganisation unserer Gymnasien vor 56 Jahren, haben Euer Hochwürden sie vor 20 Jahren in neue Verhältnisse hinübergeführt, ohne daß sie Schaden gelitten haben an ihrem innersten Wesen. Die Frauenhilfe haben Euer Hochwürden auf das Arbeitsfeld der Kirche geleitet und im allgemeinen Frauenverein, in der Krankenpflege- und Lehrerinnenbildungsanstalt organisiert. Wenn wir heute nicht verzagend in die Zukunft sehen, so verdanken wir es mit Eurer Hochwürden Lebensarbeit, die uns gelehrt hat, nicht auf Personen das Dasein von Volk und Kirche zu stellen, sondern auf die ewigen Kräfte, die das Leben gestalten.

Und so danken wir denn Euer Hochwürden aus tiefbewegtem Herzen für alles, was Euer Hochwürden an uns getan haben, dem Mann, dem es gegeben war, in dem schweren Ringen unseres Volkes und unserer Kirche seit fast 60 Jahren immer wieder ein Führer zu sein, der in entscheidenden Augenblicken berufen war, beim Wägen wie beim Wagen voran zu gehen, der tapfer nie den Kleinmut und nie den Übermut gekannt, der auf dem Boden der Pflicht stehend von andern Großes verlangte, weil er sich selbst das Schwerste zumutete, der stets sicher vor der Gefahr, die die Überschätzung der Menschen und der Zeiten mit sich bringt, das Wesen der Dinge mehr als andere erkannte, der, vorschauend und umsichtig, ein Meister des Wortes und der gedankenreichen Rede, unser Wissen gemehrt, unsern Glauben vertieft, unser Empfinden geläutert, unsere Kraft gestärkt hat, der den festen auf dem Fels des Gottesglaubens ruhenden Gleichmut und die Geisteskraft, die die menschlichen Dinge durchschaut und das Vergängliche vom Dauernden zu unterscheiden weiß, bis ins hohe Alter sich bewahrt hat und dessen scharfes Urteil und sicherer Rat in schwierigsten Fällen die Wege wies, die zum Ziele führten. Und jetzt, wo Euer Hochwürden ein Wirken voll Pflichterfüllung im Dienste der Kirche damit schließen, aus Pflichtgefühl Pflichten niederzulegen, weil die Kraft zu ihrer Erfüllung nicht mehr reiche, empfinden wir mit doppelter Ehrfurcht, was wir so oft schon im

Anblick Ihres Lebens empfunden, daß Euer Hochwürden die stärksten Kräfte großer Tage rein und mächtig in Ihrem Wesen tragen und daß mit dem Scheiden von Euer Hochwürden aus dem Amt der letzte Träger einer großen Zeit von uns geht.

Aber — und in dieser Versicherung soll unser Dank gipfeln — wir wollen mithelfen, jene starken Kräfte vergangener Tage, deren Vorbild Euer Hochwürden uns bleiben soll, hinüber zu tragen auch in die Zukunft, eingedenk dessen, daß die Entwicklung unseres Volkes und unserer Kirche darauf allein sicher ruhe.

Gott den Allmächtigen aber, der Euer Hochwürden langes Leben zu einem reichen Segen für uns gemacht hat, bitten wir: er wolle Euer Hochwürden auch weiter gnädig sein und den Lebensabend verlängern und verschönern auch durch das Bewußtsein: nicht umsonst gearbeitet, vielmehr eine reiche Saat ausgestreut zu haben, wofür der Dank in unsern Herzen nie erlöschen wird.“

5.

Und nun hat ihn Gott noch neun Jahre erhalten, geistig bis zum letzten Augenblick stark, mit jener Schärfe, die wir in den besten Tagen bewunderten, körperlich dem Alter tributpflichtig, so daß zuletzt völlige Taubheit den Verkehr mit ihm fast unmöglich machte. Er wäre am liebsten nach Schäßburg übersiedelt, der Familie zulieb blieb er in Hermannstadt.¹ Es mag ihm kein Leichtes gewesen sein, der stets nicht bloß denken, sondern handeln wollte, nun „das gemeine Los der Sterblichen“ zu tragen, „ein Alter ohne Taten“.² Aber wie ers trug, ist wieder bezeichnend für ihn, entschlossen und stark. Er hat nie versucht, in die Verhältnisse der Kirche einzugreifen, aber gerne Rat erteilt, stets erfreut, wenn er darum gefragt wurde, und was ihm nicht gefiel, scharf kritisierend. Solange die Kräfte es erlaubten, kam er gern und oft zum Nachfolger. Dann saß er auf dem Lehnstuhl, auf dem er so oft gesessen, in seinem ehemaligen Amtszimmer, unangenehm berührt, wenn ein Dritter störend dazwischen kam und erging sich über Welt und Leben. Der

¹ Brief an Nippold 7. Juni 1906: Mein Leben steht nun dem Wendepunkt nahe, den ich Ihnen gegenüber in Aussicht gestellt: wenns Gott nicht anders fügt, trete ich am 1. September a. D. und die dann zu beziehende Wohnung ist bereits genommen. Am liebsten wäre ich ganz dorthin übersiedelt, wo meine Wiege gestanden und wohin, je älter ich werde, desto öfter die Sehnsucht mich hincieht; aber die „Familie“ hängt an Hermannstadt und so mag's denn dabei sein Bewenden haben.

² Brief an die Schwester 12. Juni 1912: Die Resignation, die unser einem so nah liegt und doch so schwer fällt.

wunderbare Blick der tiefen Denker Augen, voll Glanz und Ernst und Milde, schien bisweilen überirdisch. Es ist uns noch von Wert, sein Urteil über Einzelnes festzuhalten.

Die schwerste Sorge machte ihm dauernd das Zusammenschließen einzelner Kreise zu „Interessengemeinschaften“, die zuletzt die Gefahr in sich schließen, die Volksgemeinschaft und die Kirche zu sprengen. „Wir phantastieren von der Volkskirche — schrieb er 1913 — und wollen die Geistlichen-Kirche schaffen, trotz des abschreckenden Beispiels, das u. a. Deutschland auch uns gegeben. Ich sollte mich eigentlich um diese Dinge nicht mehr kümmern, da mir jedes Wirken dabei versagt ist, aber ich fahre mit Kummer dahin, daß die ehrliche, schwere und verständige Arbeit eines halben Jahrhunderts so ganz vergebens getan sein soll. Dem alten G. D. Deutsch haben sie ein prunkvolles Denkmal gesetzt, aber sie beeilen sich, was der Kern seiner Arbeit gewesen, zu vernichten“. Das Zerfallen in Kliquen und kleine Kreise sei in unsern kleinen Verhältnissen doppelt gefährlich. Da wolle Jeder den Andern um Macht und Ansehen bringen und in solchem Kampf gehe immer mehr das Gefühl für das, was sich schicke, verloren. Von diesem Gesichtspunkt aus sei die „Moderne Bücherei“ in Hermannstadt geradezu ein Unglück. In den Schulen sei zu viel Drill und wir legten zu großen Wert auf Schule und Prüfungen. Verzicht auf jeden offiziellen Kinderbrei, aber niemals auf den gesunden Verstand solle unsre Wege leiten. Immer wieder warnte er vor „zu viel Theologie“ in der Kirche. Unsre Pfarrer müßten mit dem Volksleben verbunden bleiben und es führen, so allein lasse sich die Entfremdung des Volks von der Kirche verhindern. Das Regiment in der Kirche müsse mehr zentralisiert werden. Vor allem sei nötig, daß das Landeskonsistorium die Lehrer ernenne. Die Gefahren, die wir überwinden müßten, seien: der Intellektualismus, Mammonismus und der Zug zum Wohlleben. Solange die Magyaren die Interessengemeinschaft mit uns anerkennen, sei für uns nichts zu fürchten, wenn sie nicht etwa den Schluß zögen: wir sollten uns magyarisieren. Das vor dem Krieg auch bei uns wuchernde Ästhetentum haßte und verachtete er von ganzem Herzen. Ihm, dem willensstarken Mann, war die Anschauung, die das Leben vom Standpunkt des Genießens, auch des edlen, ansah, unaussprechlich zuwider. Unser Volk müsse daran zugrunde gehn! Für unsre Erhaltung sei vor allem nötig, nicht nur auf unsre Verhältnisse zu sehn. Der Blick in die große Welt, der Zusammenhang mit ihr habe uns erhalten. Über die Errichtung unsrer Jugendwehren war er sehr ungehalten. Er fürchtete, sie könnten uns die Bruderschaften zerstören.

Müller hat immer viel gelesen. Er tat es auch jetzt. Die „moderne“ Literatur lehnte er ab. Sperl war ihm ein Lieblingschriftsteller, Dieser stellte er hoch. Die Verpflanzung jener „Modernen“ auf unsern Boden sah er als Sünde an, darum hatte er für die „Karpathen“ nur grimmige Abweisung. Die Erscheinungen der heimischen Literatur verfolgte er mit Interesse, an der Fortsetzung der Sachsengeschichte, an dem sächs. Wörterbuch, am Urkundenbuch, das fertig zu stellen er als Hauptaufgabe ansah, hatte er seine Freude, von der Deutschbiographie, bei deren Lektüre er sein eigenes Leben mit durchlebte, sagte er: die deutsche Literatur habe wenig Bücher, die diesem an die Seite zu stellen seien. An die Schwester aber schrieb er:¹ „Die Deutschbiographie ist ein großes und dankenswertes Werk. Ich lebe in der Lektüre einen Teil meines Lebens zum zweitenmal.“ Er gedachte dabei dessen, wofür er „an der Seite des vielfach gottbegnadeten Freundes als dessen Freund und getreuer Eckart nicht ganz ohne Erfolg gelebt“ habe. Einen Unterschied zwischen unsern Anschauungen und jenen der vierziger Jahre sah er u. a. darin, daß man damals alles historisch begründet habe, jetzt nicht mehr. Auch unser historisches Bewußtsein sei heut ein bloß historisches, es erfasse uns nicht mehr so tief wie früher. Heut stehe immer der Gedanke der Weltanschauung im Vordergrund. Von den Männern aus unsrer Vergangenheit meinte er, daß Petr. Haller einer der allerbedeutendsten gewesen sei, ebenso Huet, dessen ungeheurer Klugheit es zu verdanken sei, daß der Jesuitenfreund St. Bathori das Eigenlandrecht bestätigt habe. Bruckenthal sei zum Teil stark Hofmann gewesen und vor allem schuld am alten Gesangbuch.

Seit der alte Freund Stadtpfarrer Fr. W. Schuster nach seinem Übertritt in den Ruhestand nach Hermannstadt übersiedelt war, besuchten sie sich bisweilen. Am 90. Geburtstag Schusters (29. Januar 1914) kam Müller, trotz dem Verbot des Arztes, ihm persönlich Glück zu wünschen. Sie dankten einander dafür, was sie sich gegenseitig gewesen und in ihnen stieg der Wunsch auf: wenn jetzt auch Haltrich da wäre! Wenige Tage darauf starb Schuster (4. Februar), der sich auf den Frühling und Sommer freute. Müller hatte ihm gesagt „wenn du's erlebst“. Bei der Erzählung fügte er hinzu: Ich habe eben immer die Art, ehrlich zu sagen, was ich denke. Er verglich sein Wesen mit dem Schusters: beide hätten auf der Schule die tiefsten Anregungen von Gooß empfangen. Schuster habe so sein können, wie er sich theoretisch haben wollte, da er auf Wirken und Handeln vielfach verzichtet habe. Seine (Müllers) Natur sei

¹ 3. Dezember 1908.

auf das Handeln gerichtet gewesen und wer handeln wolle, sei auf Kompromisse angewiesen.¹ Niemals sei zwischen ihnen eine Mißstimmung gewesen und gern habe er bei Schuster sich Rats geholt, wenn es sich um Wichtiges gehandelt habe.

Diese Jahre der Ruhe waren, bei aller Teilnahme für die Ereignisse, die er nicht unterdrücken konnte² — er sagte einmal: ich ärgere mich darüber, daß ich mich noch soviel ärgern kann — ein stilles Reisen für die Ewigkeit. Daß das Leben mit dem Tode nicht aus sei, davon war er überzeugt. „Ich bin begierig, was dahinter kommt. Daß etwas kommt, glaube ich; wie es sein wird, weiß ich nicht. Glauben ist mehr als Wissen, denn das Wissen ist heut so, morgen so. Aber wer glaubt — *impavidum ferient ruinae*“. Darum solle man sein Leben nicht auf wissenschaftliche Theorien aufbauen, die wechselnd seien. Gott habe in die Seele die Ewigkeit gelegt und das verbürge die Unsterblichkeit. Wiederholt meinte er: je schwächer er körperlich werde, um so innerlicher, tiefer und zusammenfassender schaffe sein Geist. Er sehe allmählich alles unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit an. Vieles, was ihm früher bedeutend geschienen, erscheine ihm nun klein und unbedeutend.

Das tritt besonders auch aus den Briefen an seine Schwester hervor.

29. Dezember 1909: Die frühesten Erinnerungen der Kindheit in verklärtem Licht noch einmal zu erleben und für das, was Gott noch bescheidet, die Seele zu stärken, dafür insbesondere von Herzen dankbar zu

¹ Fr. Teutsch: Fr. W. Schuster im Vereins-Archiv 40, 70. Müllers Brief an die Schwester 5. Februar 1914: Da er (Schuster) alles von hoher Warte sah und beurteilte, so mußten unsre Handlungen sich bisweilen auf verschiedene Weise gestalten. Seine Stellung im wirklichen Leben gestattete ihm, seinen Grundsätzen mehr Rechnung zu tragen als mir, der ich so oft Kompromisse zulassen mußte, da meine Pflicht war zu schaffen, nicht bloß mich auszulieben und mir tren zu bleiben. Diese Verschiedenheiten hat unsre Freundschaft nicht beeinträchtigt, da ihre Notwendigkeit beiderseits anerkannt wurde.

Über Haltrich in einem Brief vom 18. März 1913: Da steht vor allem die Gestalt des treuesten meiner Jugendfreunde Haltrich vor mir. In der ersten Latein-Klasse, damals Tertia genannt, trat er, schon älter und gereifter als ich, vor mich, blieb von da an mein Begleiter und vielfach Vorbild, ein einziges Jahr ausgenommen 1847/48, bis der Tod ihn auch mir entriß . . . unerschütterlich im Glauben an Gott und die Menschen und festhaltend an jenen Lebensidealen, die wir zumal in dem gemeinsam in Leipzig zugebrachten Jahr 1846/47 uns in ernster Arbeit zu eigen gemacht.

² Brief an Rippold 20. Dezember 1911: . . . ich in Stille und Zurückhaltung, nicht selten den Kopf schüttelnd über so manches, was der Tag an die Oberfläche spült, doch nicht gefühllos zu hoffen und zu glauben.

sein und in solchem Gefühl unverzagt auch Schweres zu tragen, ist Menschenrecht und Christenpflicht.

24. Mai 1911: Meinen nächsten Angehörigen habe ich hinterlassen: Die höchste Lebenskunst ist: nichts wollen was man nicht kann und nichts nicht wollen, was man soll.

28. November 1912: Zu tun habe ich eigentlich auf der Welt nichts mehr; sie hat nichts mehr von mir und ich nichts mehr von ihr. Mein Tagewerk ist getan und mit der Ordnung meiner persönlichen Angelegenheiten bin ich fertig. Meine Gedanken lösen sich mehr und mehr von der Erde und streichen fast neugierig über sie hinaus. Aus dieser Stimmung ist neulich auch das folgende erwachsen:

Ob wir leben, ob wir sterben,
Was hat das für Not?
Ob wir leben, ob wir sterben,
So sind wir in Gott.
Geboren von ihm, gestorben von ihm
Sind beides wie Morgen- und Abendrot,
Doch dem Menschen gilt als höchstes Gebot:
Meine Zeit in Unruhe, die Ruh in Gott.

5. Februar 1914: Es ist einer von den vielen Irrtümern, in denen der Mensch sich wiegt, daß der Tod der ewige Friede oder die ewige Ruhe sei, wie mans zuweilen auch lesen kann. Nein, der Tod ist vielmehr das Erwachen aus dem Traum des irdischen Lebens in das ewige Licht in Gott, die dritte und letzte Geburt, in der was unnütz geworden, abgestoßen wird, und nur das Unsterbliche, die Seele sich als das bleibende erweist. Wie das zugeht, das ist und bleibt uns verborgen und alles Forschen darnach ist vergebens. Der Glaube daran ist das köstlichste Geschenk des Schöpfers an sein Geschöpf, und die Erlösung auch von der Furcht vor dem Tode und die Versöhnung im besten Sinn des Wortes seine Frucht.

Auch in diesen Jahren fügte sich ihm leicht das Wort zum Verse, deren Sammlung keine undankbare Aufgabe wäre.

Des Alters schönstes Los konnte er still genießen, den Erinnerungen leben und Feierabend halten. Dann erzählte er von vergangenen Tagen und zeichnete scharfumrissene Bilder von Personen und Verhältnissen und verglich gern Vergangenes und Gegenwärtiges mit einander.

Der Ausbruch des Weltkrieges traf Müller nicht überraschend. Schon 1905 hatte er an Rippold geschrieben:¹ „Es ist ein furchtbar

¹ Brief vom 21. November 1905.

großes Schauspiel, das wir erlebt haben und Niemand sollte sich erkühnen, jetzt schon das Ende voraus zu verkünden. Mir steht nur zweierlei nahezu fest dabei: ein Gottesgericht ist im Zuge und darum eben steht auch das Endurteil in den Händen Gottes oder wie Frenssen jüngst das Wort geprägt hat, der ‚ewigen Macht‘. Dabei glaube ich trotz allem an den Fortbestand unsrer Monarchie noch für eine weitere Frist und ebenso in dieser an den Fortbestand des kleinen Volkssplitters, dem wir angehören, falls nur wir uns nicht aufgeben und im Sturm, der uns umbraust, uns hüten, den bergenden Hasen zu verlassen, den die Geschichte in mehr als einer ähnlichen Zeit uns als Rettung bietend gelehrt hat“. Eine schwere Prüfung sah er bisweilen für uns als heilsam an und fürchtete wohl, ob wir sie bestehen könnten und beklagte, daß uns Männer fehlten wie Savonarola und Luther¹ — aber nun im Krieg anerkannte er mit Freude, wie wir unsere Schuldigkeit taten und war stolz darauf. Wie oft hatte er schmerzlich darüber geklagt, daß das deutsche Volk nicht genug Nationalstolz besitze und von den alten Römern nicht gelernt habe, zu fragen, was ihm als Volk allein zum Nutzen gereiche, der Gedanke des Weltbürgertums stecke zu tief in ihm. Jetzt sah er mit Befriedigung das Nationalbewußtsein aufflammen und seinem Wesen entsprach, was das deutsche Volk jetzt zeigte: „was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“. Den Zusammenbruch zu erleben hat ihm Gott erspart.

An unserm Kriegsbüchlein „Mit Gott für König und Vaterland“ hatte er seine große Freude. Wenn ihn auf der einen Seite die Großartigkeit des Kampfes erhob, so litt er auf der andern durch die Scheußlichkeiten, die der Krieg mit sich brachte; Born und Haß sei bis zum Wahnsinn und so weit gediehen, daß nur der Meuchelmord noch übrig bleibe und der werde kommen. Seherworte, die sich erfüllten. Besonders freute ihn, daß er zu erkennen meinte, sein Bekenntnis sei auch das seines Volkes: „Ich will mich nicht niederwerfen lassen, sondern kämpfen und hoffen bis zum letzten Atemzug.“² Seine ganze kluge und ernste Lebensauffassung spiegelte sich in dem Rat wieder, den er auf die Frage gab, wie man sich in dieser Zeit verhalten solle: „1. Sorge noch mehr auf deine Gesundheit, denn es kann sein, daß du sie mehr als gewöhnlich

¹ Brief an die Schwester 8. April 1905: Zeit ist's, daß bald wieder ein schweres Unglück uns bedroht, soll die Kraft, falls sie noch vorhanden ist, sich nicht in Nichtigkeit vergeuden. Nun, es wird kommen. Wie werden wir oder die dann noch leben, es bestehen? Ebenso 18. August 1913: Uns fehlen Männer von Eisen wie einst Savonarola und Luther waren, die auch durch ihr Leben mitrissen. Waschlappen, Bibelstunden u. dgl. passen nicht in diese so traurig ernsten Zeiten.

² Ebenso 12. Juni 1913.

brauchst. 2. Halte noch mehr als gewöhnlich zu Rute, was du hast, denn es kann sein, daß du demnächst mehr als gewöhnlich wirst ausgeben müssen. 3. Wenn du draußen zwei Blinde sich prügeln siehst, so fahre nicht zwischen sie und noch weniger nimm Partei für einen, damit nicht, wenn sie sich verhöhnt haben, sie beide über dich herfallen".¹

Bald nach Ostern 1915 begann er zu kränkeln. Am 24. April gedachte er dankbar des 64. Hochzeitstages und der treuen Gattin, die in all den Jahren mit ihm den mühevollen Weg gegangen war und ihm noch sorgend zur Seite stand,² nachdem er am Vortag mit ihr und den Töchtern das h. Abendmahl gefeiert. Er hatte in den letzten Jahren nur einen Wunsch für sich, „ein selig Ende“. Er fürchtete ein langes Siechtum, nicht so sehr wegen den körperlichen Schmerzen, sondern weil die Gefahr bestehe, an manchem irre zu werden, was man im Leben doch als wahr und fest angesehen habe, und zwar: nicht wir leben, sondern ein Höheres in uns. Das habe er bisher immer bewährt gefunden. Eines seiner letzten Worte war am Nachmittag des 24. April ein Gruß an den Nachfolger im Amt und ein Segenswunsch für unsere Kirche.

Um Mitternacht des 25. April ist er still hinübergeschlummert. Seinem Nachfolger hatte er das Wort abgenommen, bei der Beerdigung keine Rede, nur ein Gebet zu halten. Man solle Gott danken, wofür man ihm zu danken habe oder glaube, danken zu können und den Verstorbenen seiner Gnade empfehlen. Kränze und Blumen auf den Sarg hatte er sich verboten. Dafür sollten lieber Stiftungen gemacht werden. Was man außerhalb der Kirche dann bei andern Gelegenheiten tun wolle, darin mische er sich nicht.³ In dem Brief, den er der Schwester überschieft, ihn nach seinem Tod zu öffnen, standen die Worte: „Lebe wohl. Habe Dank. Denke mein!“

Wir alle mit einander, die ihn gekannt und unter seiner starken Führung gearbeitet, hatten die Empfindung, daß in ihm der letzte große Träger einer bedeutungsvollen Zeit von uns geschieden, der „den großen Sinn flüchtiger Tage“ in sich verkörperte und nicht in letzter Reihe mitgeholfen, daß wir den schweren Übergang aus der Zeit vor 1848 in die Gegenwart ohne Schädigung unserer nationalen und kirchlichen Güter überstanden haben, daß wir heute als Glaubens- und Kultur-

¹ Dr. J. Wolff im Volkskalender für 1916. S.-N., S. 38.

² Brief an die Schwester 18. März 1913: „... die Lebensgefährtin, die durch die Gnade Gottes noch heute nach 62 Jahren mir zur Seite steht und nicht müde geworden ist, das Haus und die Kinder und Enkel zu betreuen“. Sie starb am 16. April 1918.

³ Das Grabgebet Kirchl. Blätter Nr. 19, 1. Mai 1915.

gemeinschaft zuletzt kräftiger dastehn wie damals, wo er als junger Lehrer die Waffen für sein Volk ergriff. Unsere Kirche ist auch durch seine Arbeit äußerlich geeinter und gefestigter, innerlich tiefer geworden.

Aus seinem Leben aber spricht zu uns — und das ist zugleich der Denkstein, den wir ihm voll Dank setzen — das Wort Fichtes, seines großen innern Bildners: „Glückseligkeit ist nicht der Zweck unsres Daseins sondern nur Glückwürdigkeit“ und „Der höhere Mensch reißt gewaltig sein Zeitalter auf eine höhere Stufe der Menschheit hinauf — er dauert fort und wirkt fort und was uns Verschwinden scheint, ist bloß eine Erweiterung seiner Sphäre, was uns Tod scheint, ist eine Reise für ein höheres Leben!“

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

- E. A. Bielez, Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Emil Sigerus. 3. Aufl. Mit 41 Abbildungen, 3 Stadtplänen und einer Karte Siebenbürgens. Kl. 8°. VIII und 284 Seiten. Mit Ergänzungen 1909. Hermannstadt, 1903. W. Krafft. 4. Aufl. in Vorbereitung.
- Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpatenvereins. Mit zahlreichen Abbildungen. 8°. Hermannstadt, 1881—1886 à K 4.—, 1887—1913 à K 5.—.
- Ernst Kühlbrandt, Die evangelische Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. 1. Heft. Zur Sonntagsfeier herausgegeben auf Kosten der evang. Kirchengemeinde A. B. vom Presbyterium. Mit Abbildungen. Gr. 4°. 71 Seiten und 10 Tafeln. Kronstadt, 1898, Sonntagsdruckerei Johann Götz's Sohn. Preis geb. K 6.—.
- Julius Groß und Ernst Kühlbrandt, Die Rosenauer Burg. Herausgegeben vom Ausschuss des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Mit 12 Abbildungen. Gr. 8°. 72 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis geb. K 2.40.
- Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Hatrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von F. Wolff. Gr. 8°. XVI und 535 Seiten. Hermannstadt, 1885. W. Krafft. Preis geb. K 4.40.
- Dr. Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. 8°. XXXVII und 404 Seiten. Hermannstadt, 1885. W. Krafft. Preis geb. K 6.60.
- Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. 2. Auflage. 8°. XV und 252 Seiten. Hermannstadt, 1883. W. Krafft. Preis geb. K 5.80.
- Siebenbürgische Chronik des Schäßburger Stadtschreibers Georg Kraus. Herausgegeben vom Ausschuss des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. (Fontes rerum Austriacarum, I. Abt. Scriptores, 3. und 4. Bd.). 2 Bde. K 5.—.
- Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. (Sonderabdruck aus Dr. A. Kirchhoffs Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.) Stuttgart, 1895, J. Engelhorn. Preis geb. K 1.—.
- Dr. G. A. Schuller, Dorsheimat. Lebensbilder aus der jüngstvergangenheit eines Siebenbürger Sachsendorfes. Hermannstadt, 1908. W. Krafft. 152 Seiten. Preis geb. K 2.—, geb. K 3.50.
- M. Albert, Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel in 5 Akten. 3. Auflage. Hermannstadt, 1912. W. Krafft. Preis geb. K 2.—, eleg. geb. K 4.50.
- — Hartened. Trauerspiel in 5 Akten. 8°. 148 Seiten. Hermannstadt, 1886. W. Krafft. (Vergiffen.)
- — Ulrich von Hutten. Historisches Drama in 5 Akten. 8°. 132 Seiten. Hermannstadt, 1893. W. Krafft. Preis geb. K 5.20.
- — Altes und Neues. Gesammelte siebenbürgisch-sächsische Erzählungen. 8°. 468 Seiten. Hermannstadt, 1890. W. Krafft. Preis geb. K 8.—.
- Viktor Kästner, Gedichte in sieben-sächsischer Mundart. 2. Auflage. Herausgegeben vom Ausschuss des Vereins für sieben. Landeskunde, mit einem Lebensbilde des Dichters und erklärenden Anmerkungen bearbeitet von Dr. Adolf Schullerus. 8°. XLII und 154 Seiten. Hermannstadt, 1895. W. Krafft. Preis geb. K 5.50.
- Friedr. Wilh. Schuller, Gedichte. 2. vermehrte Auflage. 8°. X und 276 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis in 1/2 Leinwand geb. K 6.40.
- Fr. W. Seraphin, Die Einwanderer. Historischer Roman. Hermannstadt, 1904. G. A. Seraphin. (Vergiffen.)
- Fr. Teutsch, Sachs von Hartened. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Kl. 8°. 201 Seiten. Kronstadt, 1884. H. Zeidner. Preis cart. K 2.60.
- — Schwarzburg. Historische Erzählung aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen. 8°. 610 Seiten. Kronstadt, 1882. H. Zeidner. (Vergiffen.)
- — Georg Hecht. Historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen. Gr. 8°. 564 Seiten. Hermannstadt, 1893. W. Krafft. Preis geb. K 5.—, geb. K 7.50.
- Emil Sigerus, Burgen und Kirchenfasseln im siebenb. Sachsenlande. 50 Bilder in Lichtdruck. Folio. Hermannstadt, 1913. Jos. Drotless. 4. Auflage. Preis eleg. geb. K 12.—.
- — Durch Siebenbürgen. Eine Touristenfahrt in 50 Bildern in Lichtdruck und Mehrfarbendruck mit einem Vorwort und begleitendem Text. Quartformat. 2. Auflage. Hermannstadt, 1910. Josef Drotless. Preis eleg. geb. K 15.—.
- — Siebenbürgisch-sächsische Leinwandereien. II. Serie. 18 Fototafeln in Farbendruck. Hermannstadt, 1914. Josef Drotless. In Mappe K 10.—.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Herausgegeben von Fr. Teutsch:

1. Band: von den ältesten Zeiten bis 1699 von G. D. Teutsch. Gr. 8°. XII und 523 Seiten. 3. Aufl. Hermannstadt, 1899. W. Krafft. (Verarbeiten.)
2. Band: von 1700 bis 1815 von Fr. Teutsch. Gr. 8°. XXXIV und 467 Seiten. Hermannstadt, 1907. W. Krafft. Geh. K 8.—, geb. K 10.40. Liebhaberband K 13.—.
3. Band: von 1816—1868 von Fr. Teutsch. Gr. 8°. XVI und 523 Seiten. Hermannstadt, 1910. W. Krafft. Geh. K 8.—, geb. K 10.40. Liebhaberband K 13.—.

Georg Daniel Teutsch. Geschichte seines Lebens. Von Fr. Teutsch. 626 Seiten mit den Bildnissen: Teutsch als Student und als Bischof. Gr. 8°. 1908. Geh. K 10.50, Orig.-Leinenband K 15.—.

G. D. Teutsch, Predigten und Reden. Herausgegeben von Fr. Teutsch. Gr. 8°. VIII und 304 Seiten. Leipzig, 1894. Breitkopf und Härtel. Preis geb. 4 Mark.

Dr. Fr. Teutsch und Andere, Bilder aus der vaterländischen Geschichte.

- I. Band. 2. Aufl. Gr. 8°. 398 Seiten. Hermannstadt 1909. W. Krafft. Preis geb. K 5.80, in Halbleinwand geb. K 8.—.
- II. Band. Das innere Leben behandelnd. Gr. 8°. 516 Seiten. Hermannstadt, 1899. W. Krafft. Preis geb. K 6.80, in Halbleinwand geb. K 9.—.

Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. Zehn Vorträge aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im letzten Jahrhundert. 8°. VI und 344 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis geb. K 6.—.

Dr. Fr. Schuller, Aus sieben Jahrhunderten. Acht Vorträge aus der sieben.-sächsischen Geschichte. 8°. 206 Seiten. Hermannstadt, 1895. W. Krafft. Preis geb. K 4.40.

Robert Csallner, Quellenbuch zur vaterländischen Geschichte. 8°. 296 Seiten. Hermannstadt, 1905. W. Krafft. Preis geb. K 4.30.

Friedrich Müller-Lanzenenthal, Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land. Weimar, 1912. A. Duncker. Preis geb. Mark 2.—.

Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenb. Landeskunde bearbeitet von Adolf Schullerus und Anderen, circa 15 Lieferungen. Bisher erschienen Band I: 5 Lieferungen, Band II: 3 Lieferungen. Gr. 8°. à 10 Bogen. Straßburg, Carl J. Trübner. Preis geb. je K 4.80.

D. Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Gr. 8°. XIII und 350 S. Leipzig, 1916. K. F. Koehler. Preis geb. M 11.—, geb. M 16.—.

D. A. Schullerus, Die Bergrede in Predigt und Unterricht. Göttingen, 1918. Vandenhoeck & Ruprecht. M 4.80.

— — **Um Volk und Vaterland.** Siebenbürgische Kriegspredigten. Göttingen, 1915. Vandenhoeck & Ruprecht. Mark 1.50.

Dr. Richard Schuller, Theodor Fabini. Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit. 8°. 77 Seiten. Hermannstadt, 1900. W. Krafft. In elegantem Leinenband K 2.80.

Karl Römer, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde Meschen. Mediasch, 1912. G. A. Reissenberger. 79 Seiten. Preis geb. K 1.20.

Dr. Albert Amlacher, Rumes. Aus Vergangenheit und Gegenwart einer siebenb.-sächsischen Dorfgemeinde. Hermannstadt, 1912. W. Krafft. 52 Seiten. Preis geb. K 1.—.

Dr. G. A. Schuller und Rud. Remenz, Aus dem Leben der Gemeinde Großalisch. Hermannstadt, 1903. W. Krafft. Preis geb. K —.60.

Dr. B. Roth, Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen. 8°. 127 Seiten mit 24 Tafeln. Straßburg, 1905. J. H. E. Heitz. Preis geb. M 10.—.

— — **Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen.** 8°. 178 Seiten mit 30 Tafeln. Straßburg, 1906. J. H. E. Heitz. Preis geb. M 12.—.

— — **Geschichte des deutschen Kunstgewerbes in Siebenbürgen.** 8°. 260 Seiten mit 33 Tafeln. Straßburg, 1908. J. H. E. Heitz. Preis geb. M 16.—.

— — **Beiträge zur Kunstgeschichte Siebenbürgens.** 335 Seiten mit 115 Abbildungen. Straßburg, 1914. J. H. E. Heitz. Preis geb. M 35.—.

— — **Siebenbürgische Altäre.** 242 Seiten mit 141 Abbildungen. Straßburg, 1916. J. H. E. Heitz. Preis geb. M 45.—.

(Die Preise verstehen sich ohne den Kriegszuschlag des Sortiments.)